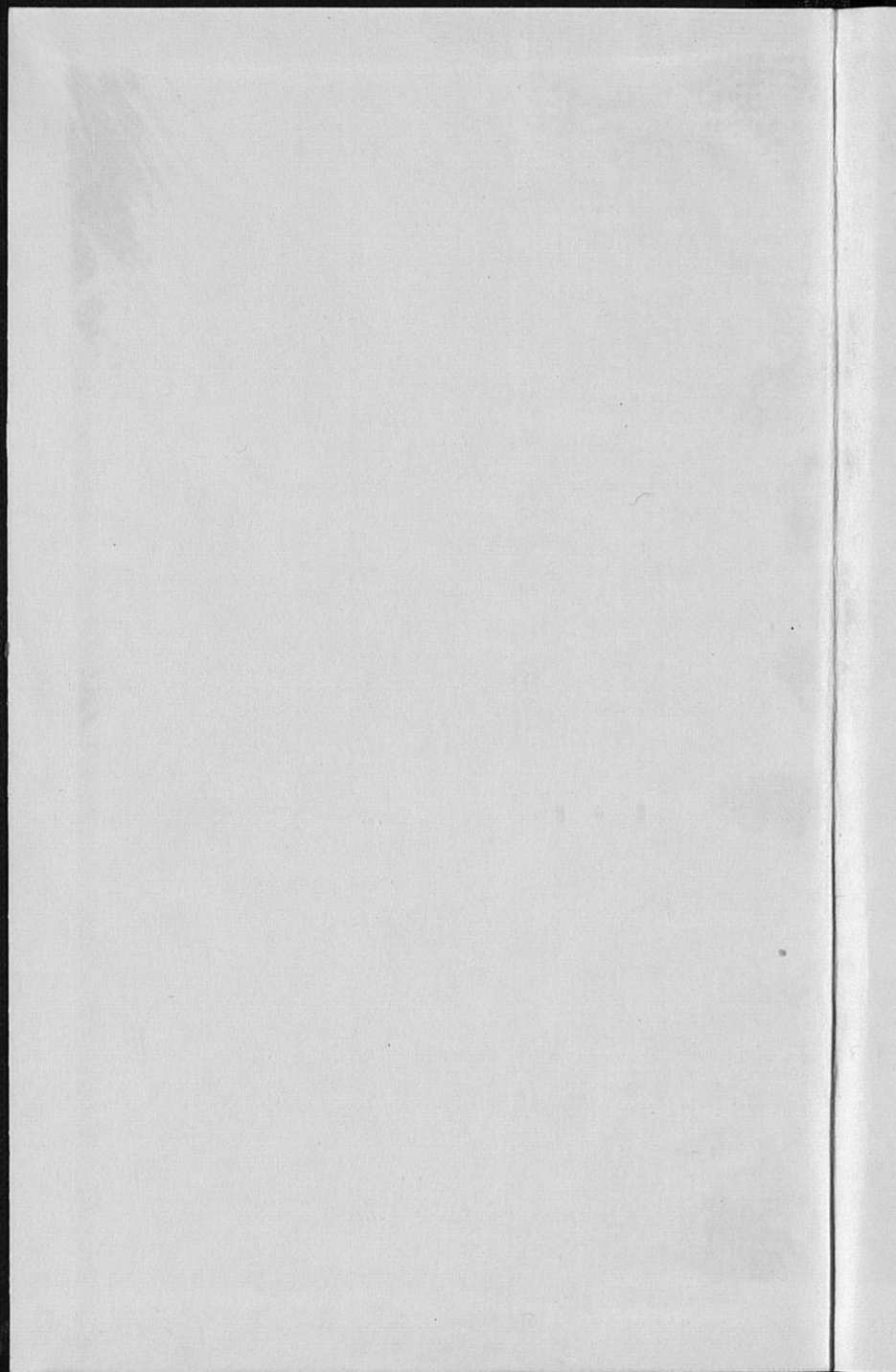
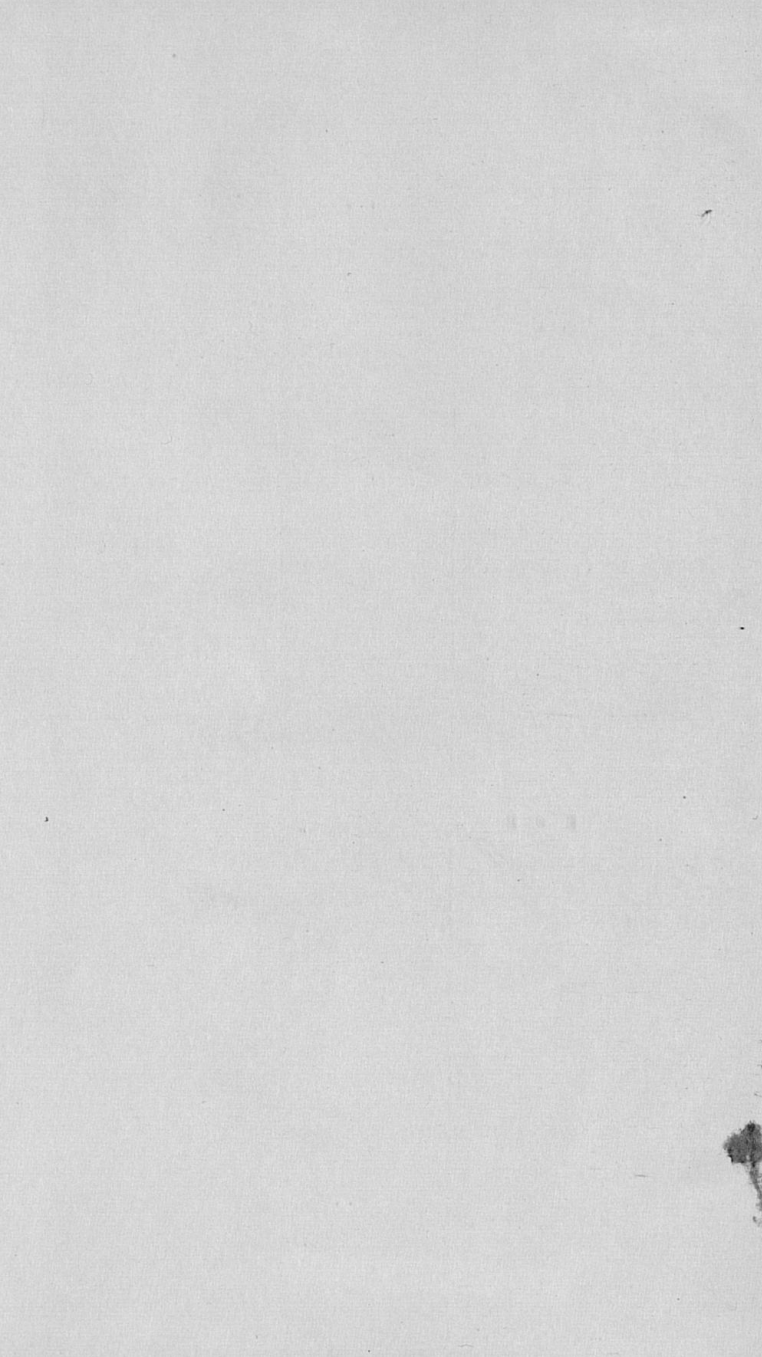


Z

999

1790-H.7





Niederrheinische Unterhaltungen.

Eine gemeinnützige
Wochen- und Monatschrift.

VII. Heft. July.

1790.

Wesel und Frankfurt
bei Fr. Jak. Röder und J. Joach. Kessler.

Von dieser periodischen Schrift wird wöchentlich ein Blatt, einen Bogen stark ausgegeben. Leser in entfernten Gegenden erhalten solche monatlich gehettet, mit einem Umschlag, wie der gegenwärtige versehen. Der Preis für einen ganzen Jahrgang, welcher erst beim Empfang des letzten Stückes im Dezember bezahlt wird, ist 2 Rthlr. 6 Stüber. In Ansehung der Bestellungen kann man sich an jedes benachbarte Postamt, oder an den obgenannten Verleger in Wesel selbst wenden, welcher, so viel möglich, für die postfreye Versendung der Exemplare sorgen wird.

85/02845

N a c h r i c h t.

Wer wird nicht gerne sein bestes Ehrendenkmahl, mit einem kleinen vaterländischen Trauerdenkmale, unsers einzigen, ewig unvergeßlichen Friedrichs schmücken? — Vielleicht ist also manchen die Nachricht nicht unangenehm, daß der Herr Prediger Müller zu Schwelm, auf Verlangen einer Anzahl Verehrer des hochseligen Königs, ein solches Denkmahl habe stechen lassen, das wirklich aufgerichtet war, und bey aller seiner Einfachheit, doch eine große Wirkung that. Diese Wirkung hat der Kupferstich nicht ganz verlohren. Da er ein Nachtstück ist, so nimmt er sich zwischen andern Kupferstichen, sehr ernst und feyerlich aus, und zieht das Auge gleich an sich. Ja die auf dem Rand desselben befindliche Elegie, wird gewiß jeder edle Preuss, aus vollem Herzen einstimmen.

Ein Exemplar dieses Kupferstichs kostet 2 Reichsthaler.

Stanz Jakob Röder
Buchhändler.

Inhalt

Niederrheinische

Unterhaltungen.

Eine gemeinnützige

Wochen- und Monatschrift

fürs

Jahr 1790.

Zwote Hälfte.

Monat Julius bis December.

Wesel und Frankfurt

bey Dr. Jak. Röder und J. Josch. Kessler.

Z 999

22



379 2968

Niederrheinische Unterhaltungen

Eine gemeinnütze

Wochen- und Monatschrift

fürs Jahr 1790.

Siebentes Heft. July.

Gedanken und Vorschläge

zu mehrer Feierlichkeit bei Ablegung
der Eide.

Sestern sahe ich eine der Scenen, welche leider zwar in jetzigen Zeiten nicht selten, mir aber doch ganz neu war; ein junger Purſche ſchwur nehmlich, daß er: die ihm vorgestellte Person nicht geſchwängert habe, nicht Vater ſey des jungen muntern Knaben, welchen ſie ihm vorhielt, und bei der Wahrſcheinlichkeit des Meineids im gegenwärtigen Fall war der Auftritt ſchauerhaft.

Eine Seele muß doch tief geſunken ſeyn, welche Gottes Gnade entſagt, und das süße Band der

Vaterliebe zugleich zerreißt. Ha! wie muß es da stürmen in einer solchen Seele, wenn über kurz oder lang doch gewiß einst der innere Richter erwacht — Doch genug davon, allein Bedauernsworth ist es, daß man bei den Christen so leichtsinnig mit der Eidesabnehmung verfährt, und die Ablegung des Eides so ganz unfeierlich vor sich geht. Nach meiner Einsicht ist wohl kein dem Ganzen so nachtheiliger Fehler in den Gesezvorschriften eines Landes, als gerade dieser, besonders bei der wenigen Bildung des gemeinen Mannes, und dem überhaupt jetzt allgemein werdenden Kaltsinn gegen die Religion. Die christliche Religion verbietet uns den Mißbrauch des allerheiligsten Namens und dennoch geht es in christlichen Gerichtshöfen mit einer der feierlichsten Handlungen der Religion, ihr zum Hohn und der Wahrheit zum Nachtheil, so wie es jetzt geht. Mit dem Juden verfährt man, zwar aus einem lächerlichen Eigendünkel, ganz anders; obgleich tägliche Erfahrung uns zeigt, daß der christlich genannte nicht seltner als der Hebräer falsch schwört. Mir deucht diese leidige Erfahrung sollte denn doch wohl Gesezgeber hierauf aufmerktsamer machen und ein anderes Verfahren bei uns Christen veranlassen. Gemeinhin leistet man in guter fröhlicher Gesellschaft den Eid, in dessen Assistenten, Referendarien, Schreiber, auch andern Sachen verhandelnde Parttheien gegenwärtig

wärtig sind, natürlich nun zerstreuet dies und reizt zu Leichtsinne. Ganz unehrerbietig wird so dann im Trabe, wo nicht im Gallop des Allerhöchsten Wesens hoher Name mit ewiger Verehrung auf dessen Gnade und Beistand etliche mahl genannt und die Sache beendet. Gott im Himmel! ist es denn nicht die Pflicht eines jeden braven Mannes, für das zeitliche Wohl eines Menschen zu sorgen, wie vielmehr für dessen Ewiges — Es kommen so viele Subscriptionen zu Stande, zu minderwichtigen Unternehmungen, so ich bin es zur Ehre der Menschheit überzeugt es käme auch noch eine wohl zu Stande, wo die Mitglieder dieser, wahrlich der edelsten Gesellschaft zu mehrerer Feierlichkeit der Eidesabnehmung die Kosten fänden wenn vom Staate die Kosten nicht hergegeben werden könnten.

Zu den nothwendigen Feierlichkeiten bei der Eidesablegung rechne ich denn eine besondere bloß zu diesem Behuf und vorhin nie entweicht gewesene Stube, welche man allenfalls den Tempel der Wahrheit nennen könnte, ganz schwarz ausgeschlagen und nur durch 2 Lichter erleuchtet; in der Mitte einen schwarz behangenen Tisch, worauf zwischen den beiden Leuchtern die Bibel und ein Todtenkopf befindlich; zu beiden Seiten desselben 2 Prediger im Urnat und hinter dem Tisch der Richter, alle stehend. Der Eidesleister durch 2

Zeugen jedesmal seines Standes geleitet, käme ein zur Thür, an welcher auf einer Tafel geschrieben stände:

Bedenke das Ende so wirst du niemals
übel thun.

worauf einer der Zeugen aufmerksam machte, nachher mit geballter Faust gegen die Thüre schlug, welchen Schlag der inwendig stehende Gerichtsdiener eben so wo nicht heftiger erwiderte, und nach einer Pulse die Thüre öffnete. Indem der Eidesleister hineinträte, sangen beide Prediger im feierlichsten Tone:

Der das Ohr gepflanzt, sollte der nicht hören?
Der das Auge gemacht, sollte der nicht sehen?

Nun kniete der Eidesleister auf einem vor dem Tische gemachten Erthügel und die beiden Prediger im neuen Ton riefen:

Erde bist du — Erde wirst du werden!

Hieranf nehme der Richter das Wort, und spreche zu den Zeugen:

Macht ihr eurem Bruder die Wahrheit theuer?
auf deren Bejahung so dann zu den Schwörenden:

Don: Mensch! dein Bruder bittet um Wahrheit zu Gottes Ehre sage sie, und schwöre.

Ich glaube hier sagen zu dürfen: So wahr der Herr lebt und ich lebe, verführe man so wenig falsche Eide würden abgelegt werden. Man werfe mir auch ein, dies würde wenig helfen — der geringste Gewinn ist hier aber groß, es rette auch nur einen im Jahre vom Meineid, wer wird den Gewinn gering achten? — Der Bösewicht wird durch dergleichen Mittel doch nicht vom, Meineid abgehalten — Aber schwört dann nur der Bösewicht falsch, nicht auch mancher Schwacher durch Furcht vor Schande, Armuth oder Verachtung verleitet? — auf diese machte mein Vorschlag gewiß Eindruck, der Wahrheit zum Vortheil. Wenn aber dergleichen Feierlichkeit auf den Bösewicht keinen Eindruck macht, warum verfährt man dann mit dem Juden dem man doch bloß wegen vermeintem Mangel an moralischem Gefühl die Eidesablegung so feierlich machte, so feierlich? oder dürfen wir Christen so unehrerbietig mit dem Allerheiligsten umgehn, da Er sichⁿ uns doch so liebenswürdig zu erkennen gegeben? — oder sind wir etwa schon so geistig daß wir des äußeren nicht mehr bedürfen? O nein so lange wie Menschen bleiben, wird das äußere Eindruck auf uns haben. Auch glaube ich nicht daß die öf-

tere Wiederholung dieser Feierlichkeit den Eindruck schwäche, denn selten wird man doch jemand finden, der in seinem Leben sechs Eide ablegte, und da glaube ich dürfte der Eindruck hinreichend stark bleiben, um ernstlicher über den zu thuen den Schritt nachzudenken, als bei dem jetzigen Verfahren. Ein solches nicht so leichtsinniges Benehmen würde mehrere Religiosität gewiß bewirken, und den Wohlstand mancher Familie sichern. Das weibliche Geschlecht als weicher würde schon mit weniger Ausnahme gewiß nicht falsch schwören, also schon die Hälfte des sündigen Geschlechts vom Meineid abgehalten werden. Predigten über das Achte Gebot wurden wohl einmahl ein Jahre zu halten auch sehr zweckmäßig seyn.

In der Eides-Formel des Eingangs bemeldeten Falls scheint mir auch das sehr fehlerhaft, daß beschworen wird, man sei nicht Vater, habe nicht das Leben gegeben dem Kinde. Wer kan das wohl beschwören? Nur der Unwissende weiß es ja mir deucht das müste bestimmter seyn.

Möchten doch vorstehende Gedanken einem fähigen Anlaß zu näheren Beleuchtung dieses mir scheint sehr wichtigen Themas werden. Denn sollten alle meine wohlthätige Folgen auch keines weges durch meinen Vorschlag erzeugt werden

den

Den so denkt mir ist das jezige Verfahren doch zu unschickliche für christliche Richter; und Wahrheit ist doch das Ziel, man fehlt offenbar in den Mitteln desselben zu erreichen.

v. d. R.

2.

Öconomische Erfindung

zur Benützung der Hopfenranken

Der Nutzen der Geschöpfe ist so mannigfaltig, und deren Gebrauch, so verschieden, daß man die unermessliche Weisheit des Schöpfers nicht genug bewundern, die Güte desselben aber niemals sattfam verehren wird, welche uns eine so unzählige Menge nutzbarer Dinge darbeut, und daneben uns Vernunft und Geschicklichkeit giebt, dieselben theils zu unserer Bequemlichkeit, auf so vielerley Art anzuwenden, und zu gebrauchen. Gewiß! wenn wir auf dieser Welt, an dem Nothwendigen jemals Mangel leiden sollte, so würde die Schuld auf uns selbst fallen. Die geringste Pflanze giebt ihren Nutzen, und viele derselben wohl einen vielfachen, wenn wir nur allemal recht damit umzugehen wüßten, oder wohl gar selbigen nur suchen wollten. Ein

Beispiel davon kann uns der Hopfen geben. Wenn wir keine Häupter zu unserer Brauerey von ihm erhalten haben, so verlangen wir weiter keine Vortheile mehr von dieser Pflanze, sondern werfen seine Ranke, wenn wir sie ja noch zu etwas nutzen wollen, entweder in den Mist, oder ins Feuer, oder lassen sie auch wohl gar, weil wir bemerken, daß sie uns in beiden Fällen, keine sonderliche Dienste thun wollen, als eine ganz unnütze Sache, von dem Winde verwehen, und von dem Wetter verderben. Sollten sie denn aber wirklich zu nichts mehr taugen? — Hier zu Lande weiß man von keinem mehrerm Gebrauch; wir wollen aber einmal in die Nordländer reisen, vielleicht hören wir da etwas so wir noch nicht gewußt haben.

Die Schweden in Fempteland und Medelpadien, sonderlich die gemeinen Einwohnern nehmen in Ermangelung des Leins oder Flachses welcher dafiger Orten noch nicht so häufig gehauet wird, die Hopfenreben, nachdem der Hopfen im Herbst davon ist abgepflückt worden, rösten solchen im Wasser, wie die Helsingländer ihren Flachs, zerklopfen ihn nachdem mit den Händen lassen ihn zu groben Garne spinnen, und daraus eine grobe schlechte Leinwand weben.

Dieses erzählet uns ein gelehrter Schwede im XII. Bande der Abhandlungen der Schwedischen Akademie der Wissenschaften pag. 220. und erzählet

zählet und zugleich, was er selbst für einen Versuch darüber angestellet habe. Er ließ nämlich im Herbst, da die dasigen Hopfengärten aufgerissen waren, durch das Gesinde den Hopfen und die Blätter von dem Ranken abpflücken, nahm von diesen letztern gleich so viel, als in dortigen besten Leinländern, roher Lein gebraucht wird, um daraus ein Pfund gereinigten Flachß zu erhalten, wenn er etwas lang ist, und legte solche, anstatt sie im Wasser zu rösten, auf das Dach eines Viehhauses, aussen und oben auf die Ranken oder Stangen, damit sie der Wind nicht wegwehen möchte. Als sie nun aber über Winters bis auf das Frühjahr gelegen hatten, nahm er sie herunter, und legte sie in eine Badstube. Einige Zeit darnach, als er sie wohl trocken fand, ließ er die langen Ranken in kleinere Theile, jeden etwa zwei Ellen lang zerschneiden, und alsdann durch eine Magd solche, wie der Flachß geschwungen wird, schwingen. Mit diesem Versuche, der bisher gut gegangen war, fuhr er fort, und ließ diese Menge Hopfenrankenbast hecheln, denn es zu Brechen war nicht nöthig, da sich keine Hecheln darinnen fanden. Nachgehends ließ er zu Garne spinnen, und endlich weben, da er denn nebst dem Werkge so er zum Einschlage gab sechs Ellen schöne Leinwand bekam.

Er fand also nicht allein dasjenige wahr, was er aus andern Gegende gehöret hatte, sondern bemerkte auch dabey.

- 1) Daß, wenn man die Ranken in Wasser röstet, man darzu lange Zeit brauchet, ehe sie gehöriger massen rösten, und wenigstens vier Monate, mittlerweile sie einfrieren; folglich die beste Art zu seyn scheine, die Ranken auf solchen Dächern zu rösten, woraus ein warmer Dunst unter dem Schnee, den Winter über aufsteigt.
- 2) Daß, wenn die Ranken nicht wohl geröstet sind, niemand im Stande sey, die Stiele vom Wasse selbst abzusondern, und folglich man davon keine feine Leinwand, sondern nur grobe bekomme.
- 3) Daß auch sehr nöthig sey, die langen Ranken zu zerschneiden, sonst sie sehr schwer zu schwingen, und unbehüßlich bey'm Hecheln seyn.

Einer seiner Landsleute vermehret daselbst diese Nachricht mit folgende Zusätzen: Ich habe mich wegen dieses Gebrauchs der Hopfenranken näher erkundigen lassen, und erfahren, daß man alle Blätter genau ablesen muß, nach dem der Hopfen abgepflückt ist; darnach werden die Ranken geröstet, welches auf verschiedene Art geschieht, theils auf dem Dache unter dem Schnee, theils indem man sie in die See senket, in dem man sie bald auf der See bald auf dem Lande umwechselt, theils auch, wenn man die Ranken in fließend Wasser legt, welches alles bald abspület, was durch das Rösten losgemacht wird; und dieses hält man für die beste Art. Es lassen sie auch

auch manche gerne erst einige Nächte im Thau liegen, ehe sie das Rosten anfangen, und dieses soll auch seine gute Wirkung haben. Nachdem werden die Ranken an der Luft getrocknet, auf der Tenne gedroschen, wieder im Backofen getrocknet, endlich gebrechet, und übrigens wie Flachse oder Hanf handthieret. Hierbei ist zu merken, daß die Ranken hiervon so fein werden können als Hanf, wenn man sie recht röstet; aber noch kann man sie bisher nicht zu einer schönen Weiße bringen. Doch sind dagegen die daraus gewebten Sachen, viel stärker als vom Flachse oder Hanf, wie die Ranken auch an sich viel zäher sind; denn die Erfahrung lehret, daß das Bleichen allezeit die Waare frißt. Gleichwohl kann man diese Leinwand zu allerley Gebrauche anwenden; darzu sie eben nicht so weiß seyn muß, und allenfalls eine Farbe darauf bringen. Besonders ist dieses Gewebe sehr dienlich für Bauern zu Sackleinwand, Hemden, Schleppländern, auch zu Stricken.

Unserm Schriftsteller scheint dieses Verfahren zu verdienen, daß man es allgemein bekannt, und brauchbar mache. Vielleicht wäre unser deutsches Klima wohl noch fähiger als der Nordpol, eine geschwindere, und vollkommere Roste dieser Ranken, sowohl als eine unschädlichere und reinere Bleiche solchen Gespenstes zu wege zu bringen.

Und

Und wenn wir selbiges hernach auch nur zu Stricken, oder Sackleinewand gebrauchen könnten, so könnten wir ja doch schon, wenigstens etwas an Flochs und Hanf entrathen; da wir die Hopfenranken ja umsonst haben, und solche als unnütze wegwerfen. Es wäre daher sehr zu wünschen, daß man in unsern Gegenden diesen Versuch nachmache, um die Folgen davon untersuchen zu können.

3.

Anekdoten:

Als sich im Jahre 1626 das Gerücht von der Belagerung der Stadt Rochelle, der Vorkauer der Hugenotten, verbreitete; so begab sich Montmorenci, der über die Langweiligkeit dieser Unternehmung die Gedult verlor, zu dem Canzler d'Aligre, und that ihm die Erklärung, wenn ihm der König das Commando über eine Armee zu Lande, neben dem Commando über seine Flotte geben wollte; so verspreche er Rochelle binnen kurzem in seine Hände zu bekommen. „Sagen Sie mir nichts von der Erschöpfung der Finanzen,“ — fügte der Held hinzu — „ich erbiete mich alles, alles zu dieser Unternehmung aus meinen Mitteln herzugeben. Glückt sie nicht; so werde ich durch den Verlust meines Vermögens und guten Namens gestraft genug seyn; frönt aber das Glück meinen Eifer, so soll mir die

die

die Ehre, dem Staate gedient zu haben, statt aller Belohnung dienen." (Aus dem 2. Th. der Samml. histor. Schilder. S. 720.)

* * *

In Mamerow, einem Dorfe im Amte Büstrow, wohnten ein Schulmeister und ein Weber, Namens Timm, nahe beyammen. Beyde waren arm und hatten eine zahlreiche Familie. Sie hielten gute Nachbarschaft mit einander, waren vertraute Freunde, und unterstützten, ohne zu ermüden, einer den andern. Nach einigen Jahren starb des Schulmeisters Frau, und hinterließ ein Kind, das nicht allein beständig kränklich, sondern auch so gebrechlich war, daß es ohne Hülfe zu gehen nicht im Stande war. Timms Frau nahm sich dieses Kindes mit der vorzüglichsten Sorgfalt an. Weil dem Schulmeister die Mühe dauerte, die es ihr machte; so entschloß er sich, wieder zu heyrathen. Eines Jägers Tochter ward seine Frau. Er erwartete einst von ihr und seinen künftigen Schwiegerältern einen Besuch: hatte aber kein Holz, wobey er ihnen ein bischere Essen kochen konnte, und gieng also in den Wald, um trockene Reiser zu sammeln. Es ward Abend — es ward Nacht — und der Schulmeister kam nicht zurück. Als der Morgen anbrach, gieng Timm mit den Seinigen in den Wald, ihn zu suchen. Sie fanden ihn auch: aber, schrecklicher Anblick! Er war in einem
Baum

Baum gestiegen, um sich einen starken trockenem Zweig abzuhauen — dieser war aber beym Niederstürzen ihm ins Genick geschossen, und — von demselben zerquerscht, hieng er zwischen den Aesten. Es entstand ein allgemeines Geschrey, Weinen und Wehklagen. Timm faßte sich zuerst in seiner Bestürzung. Er sorgte für die Beerdigung seines Freundes — und bat sich von der Obrigkeit aus, die Kinder desselben bis auf weitere Verfügung zu sich nehmen zu dürfen. Einige Tage nachher gieng er in die Stadt zu dem Beamten, Herrn Ackermann, bat selbigen, ihm doch die Kinder seines unglücklichen Nachbarn zu lassen — versicherte ihn, er wolle sie gern umsonst unterhalten — und drang in ihn, wenn er doch glaubte, daß dieses nicht geschehen oder es ihm zu viel werden könne — ihm nur das gebrechliche Kind nicht zu nehmen. Der ädle Beamte versprach ihm dieses, gab ihm ein Geschenk, welches er ihm angeboten hatte, um nur eine gewierige Antwort zu erhalten, wieder zurück, und stellte ihm dabey etwas Geld zur Erhaltung des Kindes zu. „Kommt wieder zu mir“ — sagte, er, indem Timm ihn verließ, und freudenvoll zu Hause zu eilen, — „komme wieder zu mir, wenn ihr einer fernern Unterstützung bedürft.“ (Ebendas. 3te Samml. S. 65.)

Auflösung des Räthsels im vorigen Blatt.
Ein Spiegel.

4.

Vom Rheinwein.

Am Rhein, am Rhein, da wachsen unsre Neben;
Gefegnet sey der Rhein!

Da wachsen sie am Ufer hin, und geben
Uns diesen Labewein.

Nachrichten von Tingen die durch ihren vielfältigen Gebrauch auf unsere Aufmerksamkeit ein Recht zu haben scheinen, rüfgen selten zu mißfallen. Je nothwendiger sie sind, es mag nun Gewohnheit, oder ihr Wesen selbst diese Nothwendigkeit bestimmen, um desto mehrern Theil nehmen wir an denselben, und noch stärker wird ihr Eindruck seyn, wenn sie wegen zufälliger Umstände, eines kleinen Interesse des Vergnügens, oder in Absicht des Vaterlandes, uns noch näher angehen. Dieses sind die Gründe, nach welchen ich hoffen könnte, daß gegenwärtige Nachricht meinen Mitbürgern nicht unangenehm seyn würde.

Wir bedienen uns des Weines bald als Stärkung, bald als ein Aufheiterungsmittel. Vielen Ländern ist er tägliches Getränk, allen Nationen die Quelle der Freude, und ein Triebrad geteilt.
H. N. I. J. II. Bd. Bl. 2 B swast.

schafflicher Stunden. Wir schränken uns hier auf den Rheinwein, die Goldquelle eines großen Theils von Deutschland ein. — Und wenn wir auch hierauf nicht besonders Rücksicht nehmen, sollte es dann doch dem Kenner bei seiner prüfenden Zunge nicht angenehm seyn eine vielleicht nützliche Kenntniß eines wichtigen Theils seines Gebietes hier anzutreffen?

Das ursprüngliche Vaterland des Rheinweins so wie aller europäischen Weine, ist bekanntermaßen Asien, von hieraus erhielt Griechenland den Weinstock, und dieses theilte ihn an ganz Europa mit. Den Wein am Rheine hat man wahrscheinlicher Weise, aus Gallien erhalten. — Ob ihn aber dieses unmittelbar durch Marseille Griechenland, oder bey den Feldzügen des Valer. Maximus von den Römern, oder durch irgend einen andern Weg bekommen habe, ist uns zu wenig wichtig als daß es uns aufhalten sollte. Jetzt wollen wir uns den Ländern nähern, die eigentlich als die Gärten der deutschen Weine angesehen werden. Obgleich nur ein Theil von Deutschland jenseits dem 50. Grade der Breite, in genauern Verstande zu den Weinländern gehöret, so liefern doch diejenigen Gegenden am Rheine, die außer demselben befindlich sind, nicht allein die meisten sondern auch die vorzüglichsten Weine. Es ist dieses ein redender Beweis für die

die

Die Wichtigkeit der guten Kultur — Nicht die Himmelsluft allein, bestimmt die Güte, Menge, und den Wachsthum aller Früchte — Uebrigens sind die Churfürstenthümer, Mainz, Trier und Köln, fast im eigentlichen Besitze des Rheinsweins.

Da die Länge des Strichs der den Rheintwein hervorbringt, beynahе vier Grad beträgt, nemlich vom 49sten bis 51sten Grad der Breite; so wird man leicht hiervon auf die Verschiedenheit der Weine selbst schließen können.

So richtig und gewiß aber auch der Einfluß des Clima ist, so sehr leidet er Ausnahme, bey einem Produkte dessen Güte so sehr von der Polizey und dem Betragen derer abhängt die es zuerst aus den Händen der Natur empfangen. Wie lange dauerte der Ruhm der Nassischen und Falernischen Weine, die das Lied eines Flaccus bey uns verewigt hat, als Eigennuß die Anbauer desselben verleitete, mehr auf die Menge als Güte zu sehen? — kaum 60 Jahre, so waren sie verschwunden, und man kannte sie nur noch den Namen nach. So haben auch hier wegen der strengen Aufsicht, die Ringauer Weine den Vorzug vor allen übrigen; denn daselbst dürfen bey Verlust des ganzen Weinberges keine andern als eine gewisse Art Neben gepflanzt werden, die

man Zelinger nennt. Ihre Beeren sind klein und wenig, und der Wein gebraucht 4 bis 6 Jahre zu seiner Zeitigung; doch zeichnen sich unter diesen wieder die Rüdesheimer, und Johannisberger Weine aus. Die Bergstraße, oder vielmehr die an derselben belegnen Weingärten, liefern jährlich eine erstaunende Menge der trefflichsten Weine, wiewohl sie den obigen weichen. Sie werden von Elbinger Trauben gekeltert, die im Gegentheil von jenen häufig und schon im ersten Jahre zeitig sind, sich aber weniger lange halten. Diese theilen sich wieder in verschiedene Sorten und werden nach ihrem Geburtsorte, als Sonnenberger, Lautenbacher, u. s. w. benannt. Einige besondere Arten, deren erste Abstammung, nicht sowohl Ordnung, und Polizey, sondern eine glückliche Ausartung zu seyn scheint, sind: der Bleichert, welcher im Kölnischen, im Dorfe Hänlingen wächst. Man schiebt ihm oft für Burgunder unter. Der Baracher Muskatellerwein ist der vorzüglichste unter dem Rheinweine, des Churpälzischen Gebietes. Der Gänsefüßer, denn man auch selbst bey uns zu nennen weiß, selbst der Moseler, gehöret hieher. Der letztere ist zwar nicht in dem eingeschränkten Verstande wohl aber etwas weitläufiger genömmen, ein Rheinwein.

Die Wartung der Weine, bewahren die Rheinländer, einer vor dem andern schon als
ein

ein Geheimniß, es ist daher desto schwerer für uns, von ihren kleinen Künsten und Vortheilen etwas zu wissen. Sie düngen den Weinberg alle vier Jahre, und wissen den überflüssigen Dünger auf eine sehr vortheilhafte Art für die unten liegenden Wiesen zu nutzen. — Ein Weinberg stehet gegen 80 bis 90 Jahre. Man hat es versucht, durch Burgunder-Reben, die Rheinweine an der Bergstraße zu verbessern, allein sie sind ausgeartet. Wie beträchtlich die Einkünfte der Rheinlande von diesem wichtigen Produkte sind, ist schon aus den Landesherrlichen Gefällen, als Steuern, Abgaben, Zöllen vom Weine zu schließern. — So erhält der Churfürst von Mainz aus seinen Zöllen nur allein aus dem Weine, über 100000 Thlr. — Pfalz ziehet aus der Stadt Weinheim allein gegen 22000 Thlr. an Abgaben.

Der Handel mit Rheinwein ist so wichtig, als verschieden, und beruhet auf dem Hauptunterschied der Ringauer, und Bergsträßer-Weine; jene sind so wenig, und schätzbar, daß ihr Preis beynah 2/3 größer ist als der Werth der übrigen, indem die erstern der Ohm für 20 bis 27 Thaler verkauft werden, wenn diese nur acht bis neun Thaler gelten. Dennoch stehen sich die Bergsträßer und andere, bey ihren geringern Weinen beynah besser, als die Ringauer bey ihren theuren, theils weil sie nicht so lange

liegen müssen, ehe sie zeitig und zum Verkauf geschickt sind, und daher Unbegüterten die Anlage und übrigen Kosten nicht zu schwer fallen, als bey den erstern, theils weil die Menge der Früchte den Abgang am Preise reichlich ersetzt; denn wenn der Morgen Landes an Ringauer Weine nur sieben Ohm beträgt, so erhält der Besitzer eines Aekers von gleicher Größe an der Bergstraße, über 18 Ohm.

Der innere Handel mit Weine, wird sehr durch den wenig eingeschränkten Credit der Eigenthümer der Weinberge gegen einander, und die Bedingungen unter welchen sie sich im benötigten Falle mit baarem Gelde ausbelfen, unterhalten. — Dieser ist gemeiniglich; daß der Anleiher von dem Gläubiger, nach dem Verhältnisse der erborgten Summe, eine bestimmte Quantität Weine, mit annehmen muß. Zinsen sind alsdann nicht üblich, und der Verleiher schlägt dafür etwas auf den Preis des Weins, den der Geldsuchende empfängt. Dieses beugeet nicht allein allen wucherlichen Zinsen vor, sondern die mehreste Zeit weiß der Schuldner seine erhaltenen Weine, ohne den geringsten Schaden, oft mit Gewinn wieder anzubringen, und genießet den Nutzen des dargeliehenen Geldes umsonst.

Wie weit sich der Handel mit dem deutschen Weine auswärts verbreite, ist bekannt. Der meiste wird von Köln aus, über Hamburg, und Holland, und die nordischen Reiche versandt, und selbst andere Weinländer sind Freunde desselben. Der Nordliche Theil von Europa, und besonders Deutschland lieben ihn vorzüglich. — Ob der etwas schlüpfrige Ruf desselben, daß er alle gichtartige Krankheiten, mehr als andere Weine befördere, mehr in den Bestandtheilen desselben, als den Verfälschungen gewinnsüchtiger Personen zu suchen sey, überlasse ich Aerzten und Chirurgen auszumachen.

5.

Der Märtyrer der Wahrheit.

Zu der Zeit als ganz Frankreich von den Projekten eines Laws berauscht war, und dieser Abentheurer den Posten eines General-Controleurs bekleidete; redete ihn ein Mann, der immer Recht hatte, in Gegenwart einer großen Versammlung also an: Mein Herr, sie sind der größte Thor, der größte Narr, oder der größte Spitzbube, der jemals unter uns aufgetreten ist. Und sehn Sie! dis will ich ihnen folgenderge-

stalt beweisen. Sie bilden sich ein, daß man die Reichthümer eines Staats zehnfach durch Papiere vervielfältigen könne. Da aber dieses Papier nichts anders vorstellen kann, als daß für die wirklichen Reichthümer aufzunehmende Geld, und diese Reichthümer nichts anders sind, als die Produktionen des Ackerbaues, der Handlung, der Manufakturen: so hätten sie vor allen Dingen damit anfangen sollen, uns zehnmal so viel Korn, Wein, Tuch, und Leinwand ic. zu verschaffen, und überdies hätten sie uns auch den Abiaz von unsern Waaren versichern müssen. Nun machen Sie aber zehnmal soviel Billets, als wir Gold und andere Waaren haben; daraus folgt klar, daß Sie zehnmal so ausschweifend, zehnmal so thöricht oder auch zehnmal so betrügerisch sind, als alle vorigen Generalcontroleurs. Meinen Vordersatz erweise ich folgendergestalt. —

Er hatte seinen Vordersatz kaum angefangen, als man ihn nach der Bastille schickte. Als er aus der Bastille wieder loskam, wo er viel studirt, und noch besser gelernt hatte. Recht zu haben, gieng er nach Rom. Er bat sich bey dem Pabst eine öffentliche Audienz aus, und zwar unter der Bedingung, ihn in seiner Rede nicht zu unterbrechen; worauf er so anhub:

Allerheiligster Vater, Sie sind der leibhafte Antichrist Ihre Heiligkeit wollen erlauben, daß ich es Ihnen folgendergestalt beweise. Antichrist nenne ich nach der wahren Bedeutung und Stärke des Wortes denjenigen, der von allem was Christus gesagt, und befohlen das Gegentheil thut. Christus aber war arm, und Sie sind ganz erstaunlich reich. Er hat Tribut bezahlt; und Sie fordern von der ganzen Welt Tribut ein. Er war der Obrigkeit unterthan; und Sie sind selbst die höchste Obrigkeit. Er gieng zu Fuß; und Sie fahren oder reiten mit einer großen Cavalcade nach Castel Gandolfo. Er aß, was man ihm vorsezte; und Sie verlangen von uns, daß wir Frentags und Sonnabends Fisch essen sollen, wenn wir auch noch so weit vom Meere, oder einem Fluße wohnen. Er verbot dem heiligen Petrus das Schwerdt zu brauchen; und Sie haben tausend Sebel zu Ihrem Befehl; also sind Ihre Heiligkeit in diesem Verstande der wahre Antichrist. Ich habe sonst in andern Dingen viel Hochachtung für Sie, und bitte mir in articulo mortis Ablass und Ihren Segen aus. —

Man setze den guten Mann sogleich auf die Engelsburg in Arrest.

Wie er aus der Engelsburg löskam, lief er nach Venedig, und verlangte mit dem Doge zu

reden. Ihro Durchl. fieng er an, müssen wirklich nicht so recht Ihres Verstandes mächtig seyn, da Sie alle Jahr das Meer heyrathen. Denn erstlich heyrathet man die nehmliche Person nur einmal in seinem Leben; und zweitens gleicht Ihre Vermählung der Heyrath des Harlekins, da nichts fehlte, als die Einwilligung der Braut; drittens, wer steht Ihnen dafür, daß nicht andre Mächte Sie für unfähig zu Vollziehung dieser Heyrath erklären dürften?

Man sperte ihn, so wie er seine Rede beschloß, in den St. Markusthurm.

Als er auch aus dem St. Markusthurm frey kam, begab er sich nach Constantinopel. Er hatte Audienz bey dem Musti, und hielt ihm folgende Rede: Ihre Religion, ob sie gleich verschiednes Gutes hat, als beten, und mitleidig und wohlthätig zu seyn: so ist sie doch im Grunde nur ein wieder aufgewärmtes Judenthum, und ein Mischmasch von alten Weibermährchen. Hätte der Erzengel Gabriel die Blätter des Koran von irgend einem Planeten zu Mahomet heruntergebracht, so hätte ganz Arabien den Engel Gabriel müssen herunter fliegen sehn. Kein Mensch hat ihn mit Augen gesehen, also war Mahomet ein dreister Betrüger, der dumme Leute hinters Licht führte.

Er hatte diese Worte kaum ausgesprochen: so wurde er glücklich gespießt.

6.

Miscellaneen.

Seit einiger Zeit wird in London ein gedruckter Plan ausgetheilt, worin die Gesellschaft der Schwedenborgianer (deren Mitglieder in England, Schweden und Deutschland zerstreut sind) alle die, welche Lust zum Auswandern haben, einladet, sich unter ihrem Schutz nach Sierra Leona, auf der Küste von Guinea zu begeben, woselbst eine neue Colonie errichtet werden soll, um die Neger zum Schwedenborgischen Glauben zu bekehren. Die Colonie soll, wie im Plan gesagt wird, von allen europäischen Fürsten unabhängig aber unter den Schutz von Großbritannien seyn. In den Conventikeln dieser Schwärmer sagt man sich schon heimlich ins Ohr, daß die Zeit herannahet, wo die christliche Religion ganz zerstört und die Schwedenborgische errichtet werden soll. Diese Gesellschaft verdient übrigens alle Aufmerksamkeit des Publicums, denn sie arbeitet ins große und hat schon verschiedene Pläne ausgeführt, wozu beträchtliche Summen erforderlich.

erfordert wurden, ohne daß man begreifen kan, wo diese Summen herkommen.

* * *

Auf Kosten der Königlichen Societät der Wissenschaften zu London haben einige Gelehrte eine Reise nach den inneren Theilen von Afrika unternommen Sie sind im Monat Merz von London nach Marseille gereiset, und werden von da nach Timis gehen und in das unbekante innere von Afrika einzudringen suchen, um zum Besten der Wissenschaften und der Handlung Entdeckungen zu machen.

* * *

In allen reformirten Kirchen der Herzogthümer Gütlich und Berg ist vermöge eines Synodalschlusses bekannt gemacht, daß ein jeder Prediger eine Predigt über den Meyneid halten soll, weil man bemerkt haben wil, daß in diesen Gegenden der Meyneid anfangt gemeiner zu werden, und man dies für eine zweckmäßiges Mittel ansieht, demselben dadurch Einhalt zu thun.

* * *

Im Jahr 1787 wurde auf Anrathen des Präsidenten der königl. Societät, Sir Joseph Banks

Banks in London ein Plan entworfen, die Brodfrucht von den Inseln in der Südsee nach den Westindischen Inseln zu bringen. Es wurde zu dieser für das menschliche Geschlecht so nützlichen Absicht auch wirklich ein Schiff ausgerüstet. Dieses kam auch glücklich zu Otabiti an, lud Brodfrucht ein, und segelte ab. Wenig Tage nachher sehnten sich die Matrosen und die Unteroffiziere (nach Otabiti der glücklichen Insel zurück, wagten einen Aufstand, setzten den Capitain und 17 seiner Freunde in ein offenes Boot, worin sie dieselben Wind und Wetter überließen und mit einem Freudengeschrey zurück segelten. Der Capitain landete mit dem Boot an einer der freundlichen Inseln, wurde aber durch das feindschaftliche Betragen der Einwohner genöthigt die Insel wieder zu verlassen und kam mit seiner Gesellschaft nach einer 42 tägigen Reise in einem offenen Boot über den ungeheuren Ocean durch Hülfe seines Taschencompasses glücklich in Timor an, von wo er über Batavia nach Europa zurückkehrte und im April dieses Jahrs in London anlangte.

7.

Noch etwas von dem Menschenfreund Howard.

Dieses berühmten und fürtestlichen Mannes ist schon mehrmahl in unsren Blättern Erwähnung
gethan.

gethan. Dieser Menschenfreund opferte sein Leben und ein ansehnliches Vermögen dem Dienste der leidenden Menschheit auf. Er besuchte Gefängnisse und Hospitäler, rügte die Misbräuche, die er darin fand und zeigte die nöthigen Verbesserungen, wodurch er vielen Kranken und Gefangenen eine Milderung ihrer Leiden verschaffte. Seine letzte Reise, auf der er starb, war eine zweite Reise nach der Levante, um Untersuchungen über die Pest und über die Lazarethe, worin Quarantaine gehalten wird, anzustellen. Es wird ihm in London eine Statue gesetzt werden, wozu der nöthige Fond schon durch Subscription zusammengebracht ist. Folgende authentische Anekdote zeigt Howards Charakter besser als die ausführlichste Schilderung thun könnte. Als er vor einigen Jahren die Hospitäler und Gefängnisse in Wien besuchte, wünschte ihm der Kaiser zu sprechen, Howard wurde ihm vorgestellt, und der Kaiser fragte, was er von den Gefängnissen seiner Hauptstadt halte! Howard mit der ihm eigenen Freimüthigkeit antwortete, es seyn die abscheulichsten Kerker, die er irgendwo gesehen habe, und bat mit Wärme, daß den armen Gefangenen gesunde Nahrung gereicht, Betten oder wenigstens Stroblager erlaubt und künftig befohlen werde, daß die Wärter die Gefangenen nicht mehr an den Fußboden fesseln. Der Kaiser sagte, diese Bemerkungen

gen fallen ihm aus dem Munde eines Engländers sehr auf, in dessen Vaterland man Verbrecher zu dusende aufhänge, während in seinem Lande niemand hingerichtet, sondern zur Strafe nur lebenslang gefangen gehalten werde. Dies kan ich nicht leugnen, versetzte Howard, aber ich wollte mich lieber in England hängen lassen, als in Ew. Majestät Kerkern leben. Der Kaiser Drehete sich mit einem finstern Gesicht um und sagte zum Grafen P***, der neben ihm stand: En Verité, ce petit Anglois n'est pas flatteur.

8.

Wirkung der Eitelkeit.

Frau von N — und Frau von E** lebten einige Jahre als die innigst vertrautesten Busenfreundinnen. Keine Gesellschaft, keine Spazierfahrt, keine Redoute konnte besucht werden, wenn sie nicht beide zusammen waren. Ihre zärtliche Freundschaft zeichnete sich sogar in der Wahl des Puzzes aus, denn nie sah man diese zwei Grazien anders, als gleich koeffirt, gleich geschminkt, gleich gekleidet gleich maskirt. Aber wie bald kann solche Damenfreundschaft nicht zertrümmert werden! Und dies geschah auch hier! Frau von E** fiel auf den unseligen Gedanken, sich heimlich eine Maske machen zu lassen, und ganz unerkannt auf der Redoute zu seyn. Unglücklicher Weise

Weise kommt der Schneider einen Tag vor der Redoute zur Frau von R — mit der Maske. Sie erblickt sie, fragt, wem sie gehört, und bestellt sich eine ähnliche. Der Schneider gehorcht, Fr. v. R. eilt so frühzeitig, als möglich, auf die Redoute — das erstemal ohne ihre zärtliche Freundin Fr. v. E. kommt später, wundert sich, eine gleiche Maske hier anzutreffen; erkennt ihre Freundin, wird zornig, und geräth in den heftigsten Wortwechsel. Die zwei Dame verließen die Redoute mit den größten Beschimpfungen, die sie sich erwiesen — Tags darauf klagen beide. Man fand U sache, die zwei Märrinnen für ihre Eitelkeit büßen zu lassen. Der Proceß wird in die Länge gezogen, geplitterig gemacht, und so eingerichtet, daß jede dieser Damen einer Maske wegen — einige tausend Gulden für Gerichts und Proceßunkosten zahlen mußten. Von solchen Thorheiten müssen sich die Advokaten zu bereichern suchen.

 Räthsel.

Fast nichts als Hals und Leib kanst du an
mir erblicken

Geringe ist der Stof, woraus die Kunst mich
schuf

Die Fülle meines Bauchs kan dich mein Freund
erquicken

Indes bewahre mich vor jedem Fall und Puf
Wirst du erst meinen Hals von seinem Kopf
befreyen

Dann kan ein anderer Hals sich meines Inhalts
freuen.

9.

Der Diebsbanner

ein ganz natürlicher Künstler.

Da gebe ich Ihnen, M. L. eine Geschichte, für deren Zuverlässigkeit ich bürgen kann. Den Mann, der darinnen seine Rolle spielt, habe ich ganz gut gekennet, und sein wohlgelungener Streich, den ich für Sie aushebe, hat er in meiner Nähe begonnen und vortreflich ausgeführt.

Ein Mann des Kirchspiels, wo ich geboren und erzogen worden bin, stand in dem allgemeinen Gerüchte, daß er ein geheimer Großkünstler sey. Vornehmlich wurde ihm die Geschicklichkeit zugeschrieben, er könne Diebe entdecken, könne sie zum wiederbringen des Gestohlenen bannen oder auch, wenn sie ihm ungehorsam wären, könne er den Dieb ein, oder wenn er wolle beide Augen ausschlagen, d. i. er könne einen Dieb, wo, oder wie fern er sey, einäugig oder blind machen.

Mein Vater, damals Prediger des Orts, ließ diesen Mann vor sich kommen, hielt ihm seine vermeinten und unguuten Künsteleyen verweislich

U. N. I. J. II. Bd. Bl. 3 C vor

vor, und warnete ihn vor dergleichen häßlichen Aberglauben.

O nein, so war seine Verantwortung — so was kann ich nicht, wills nicht können. Zwar bin ich öfters von einem oder dem andern meiner Nachbarn, dem etwas entwendet worden war, um guten Rath ersuchet und, wo möglich, ihm wieder zu dem Seinen zu verhelfen, gebeten worden. — Ich, der ich nie ein Diebsfreund gewesen bin, — der ich auch ungern sah, wenn meinem Nachbar heute, vielleicht morgen mir, durch böse Leute Schade geschah — ließ mich willig finden, die Kniffe eines Diebsgesellen zu entdecken, und, wo möglich, meinem Nachbar wieder zu dem Seinen zu verhelfen. Bei solchen Fällen fragte ich denn nach allen Umständen — nach der Zeit der Entwendung, nach Ort und Stelle, wo das Gestohlene in Verwahr gewesen wäre, fragte auch wohl, wen, oder welche man, und warum in Verdacht habe; wenn ich so und mehr anderes geforscht hatte, hielt ich mich stille, sagte dem Bestohlenen auch er solle sich stille halten, dann horchte ich hie und da, nach dem Gerede über den Vorgang, schlich denn auch bald dort bald hierhin, beobachtete die Gesichter, besonders deren die in Verdacht waren, wenn von dem Diebstahl gesprochen wurde; sah mich hie und da um, ob etwa Spuren des Gestohlenen
sich

sich wo zeigen mögten — dann äusserte ich auch wohl zuweilen geheimnisscheinende Drohungen, womit ich dem verborgenen Dieb Sorgen machen wollte. Dadurch ist mirs manchemal gelungen, den Heimtücker auszuspähen und dem Eigenthümer sein Verlohrnes wieder zuzubringen. So war die Verantwortung des Mannes: und mich dünkt dieses Kunststücklein war doch so ziemlich unschuldig.

So weit von dem Allgemeinen — und nun ein Spezialfall. Mein Vater wurde von einem Freund aus der Nachbarschaft ersucht, ihm gegen anderes Geld 200 Stück rüneburger, sogenannte Rößges oder Wildemanns Gulden zu verschaffen. Da mein Vater diese Sorten selbst nicht hatte, so schrieb er deshalb an einen Handelsmann in einer benachbarten Stadt. Er erhielt die Antwort, daß mit den verlangten Sorten könne geholfen werden. Wohl zufrieden, daß er seinem Freund die gebetene Gefälligkeit erzeigen könnte, schickte mein Vater einen Knecht ab, mit so viel Geld, als zu dieser Einwechselung nöthig war, um bei gedachten Handelsmann die verlangten Gelder abholen zu lassen. Der Knecht, ein guter Simplex, wie er in die Stadt kommt stehet auf einer Straße unbeweglich stille und sieht sich verlegen um. Ein junger Mensch, von guter Abkunft zwar, aber nicht von guter Aufführung,

E — — d hieß er, beobachtet den verlegenen Knecht und erkennet ihn, weil er mehrmals in meines Vaters Haus gewesen war; er geht auf ihn zu — Ey guten Tag lieber Johann — wie gehts? — Nu, was macht eure Herrschaft? — sind sie alle noch gesund? — Aber was habt denn ihr hier zu thun? — Der gute Johann sagt ehrlich und gern heraus, was seine Bottschaft sey: er sey von seinem Herrn geschickt einen Beutel mit Geld an den Kaufmann D zu bringen, auch habe er einen Brief an den Kaufmann, er wisse aber seine Wohnung nicht. — D dann kommt nur mit mir, lieber Johann — kommt ich will euch gern das Haus zeigen. Der gute Johann, wie er froh war! aern gehet er mit. Beide kommen richtig an des Kaufmanns Haus. Nur lieber Johann sagt der hämische Wegweiser, geht mir den Brief und das Geld, ich will alles dem Kaufmann einhändigen; ihr aber bleibet so lange hierunter im Vorhaus, bis ihr Antwort habet. Der gute Hans thut alles, wie gesagt. E — — d, der in des Kaufmanns Haus kundig war, nimt Geld und Brief, geht durch die Küche, geht aber zur Hinterthüre wieder hinaus und freuet sich seines glücklichen Fangs.

Nun aber steht da der arme Hans, wartet — wartet noch und wartet lange, bis endlich jemand fragt, was er wolle? Ich habe, sagt er, hier im Hause einen Brief und Geld von H. S. an den H. D.

abgeben sollen. — Und wo ist der Brief? — den habe ich dem Hr. E——d gegeben, der hat ihn dem Hrn D. bringen wollen. Man fragt den Hrn D. der weiß nichts, niemand weiß was Dem guten Hans wird nun die untröstliche Antwort gesagt: Kein Geld, kein Brief ist hier angekommen; das kann aber schlimm seyn, wenn ihr dem E——d das Geld gegeben habt, seht wie ihr es wieder bekommt. Der gute Hans geht nun von oben bis unten in der Stadt, sucht und findet überall keinen E——d. Was war nun anders zu thun? Hans kommt traurig und bekümmert zurück, mit Thränen in den Augen erzählt er sein Unglück.

Mein Vater ließ den oben beschriebenen Mann kommen, erzählte ihm den ganzen Vorgang und fragte ihn, ob er wohl seine Kunst versuchen wolle, den Beuteldieb auszuspähen? Thomas, so hieß der Mann, übernahm es gern und versprach sein bestes zu thun. Stehenden Fußes gieng er ab und nach der Stadt zu, wo der Geldfang geschehen war. Vorerst gieng er in E——ds Haus, er war nicht da, nun gieng er von einem Thor zum andern, und fragte die Wache ob nicht diesen oder am vorigen Tag E——d hinausgegangen wäre. Er trifft endlich das Thor, wo ihm mit ja geantwortet wird. — Welchen Weg nahm er? — Den da. — Gut! — Thomas geht auf diesem Wege fort, fragt in dem

ersten Dorf nach seinem Passagier: man hatte ihn gesehen, aber fort war er; er fragt und wandert, fragt weiter und so lange bis er endlich gegen Abend seinen Mann in einem Wirthshaus, das aber in einem andern Lande war, antrifft. Der Wirth dieses Hauses war zugleich Schultheis. Da Thomas seines Fangs versichert war, ruft er den Wirth bei Seite: Lieber Hr. Schultheis, sagt er, der Pürsche da, der dort bei seiner Kanne sitzt, ist ein böser Kerl: er hat gestohlen und ich bin ihm nachgeschicket worden. Jetzt ist es Zeit, lieber Hr. Schultheis! ich ersuche euch ihn einweilen festzubalten — daß er uns ja nur nicht entwischt — das weitere wird sich dann schon zeigen. Ja, Mann, sagt der Schultheis, ich kenne euch nicht — meinen Gast der hier sein Glas Wein trinket, kenne ich auch nicht. Das geht durchaus nicht an, daß ich diesen Fremden so schlechtweg arretire! — O doch! sagte Thomas, arretirt nur ihn auf mein Wort, mich aber zugleich auch, bis das unfere Sache klar gemacht ist. Werde ich falsch gefunden, so zahle ich Beche und Kosten und leide meine Strafe dazu; ist aber euer Passagier der Mann, dafür ich ihn auszuge, so haben wir beide, ihr und ich, einen guten Fang gemacht. Noch sage ich euch Hr. Schultheis, laßt mir nur nicht den Mann dort entzwischen, sonst klage ich bey eurer Obrigkeit, und dann giebt's was zu verantworten. Der
mich

mich geschickt hat, wird diese Sache schon zu betreiben wissen. — Nun gut! sagte der Schultheiß, ich will den Menschen schon hier halten; indessen setzt ihr euch da in die Küche zum Feuer; ich will zu meinem Gast in die Stube gehen — Beide gehen ab. So wie aber der Wirth in der Stube ist, schleicht sich Thomas an die Thür, hält sein Ohr nahe heran und horcht. Da hört er nun den Wirth in einem vertraulichen Gespräch mit seinem Gast. Jener erzählt nun welcher Mann in der Küche sitze, und was der von ihm verlangt habe. Nach einigem weiteren Gespräch kommen sie mit einander überein, sie wollten sich vorerst noch einige Bouteillen gut schmecken lassen, indessen wolle der Wirth den gefährlichen Mann zur Ruhe auf das Stroh verweisen; das weitere würde sich dann schon machen lassen. Der Schultheiß hielt denn doch für gut, daß sein neuer Trinkfreund zu dem Manne heraus gienge, und den Versuch machen, ob er nicht diesen ungelegenen Nachfolger bereden könnte, daß er ohne sie beide in ihrer Lustbarkeit zu stören, seines Wegs wieder nach Haus gienge. Vortreflich! sagte der Gast — ich will schon diesen Mann so angehen, daß er für sich selbst in Angst kommen soll. Hey! lieber Hr. Schultheiß, es soll keine Noth haben, wir bleiben gute Freunde. Hier klinken sie die Gläser zusammen und trinken lustig.

Der gute Thomas vernahm nun wohl daß die beiden Trinkgefellen zum Friedensschluß gekommen waren. Er setzte sich also wieder ans Feuer und sann auf einen neuen Operationsplan, den er denn auch bald und glücklich ausführte. Da die beiden Wirthen eine oder auch mehr Bouteillen ausgeleeret hatten, kam E — — d heraus, rief den Mann in der Küche zu sich, und nahm ihn bei Seite nahe an die Hausthüre, anfänglich redete er Thomas ziemlich beherzt an: der Wirth, sagte er, hat mir alles entdeckt was ihr mit ihm gesprochen habt. Wisset ihr wohl, was das zu sagen hat, einen ehrlichen Mann auf der Straße zu beschimpfen. Ich hätte wohl Lust und ließ euch hier arretieren, und denn würde sichs zeigen, ob ihr die Beschimpfung die ihr mir angethan habt, verantworten könne. — Aber, sagte Thomas, Hr. S — hat mich geschickt, und ihr wisset doch wohl, warum? — Was geht mich S — und was geht ihr mich an, sagte E — — d, ich bin ein ehrlicher Mann; wenn aber doch ihr, ohne euch länger über mich aufzuhalten, wieder eueres Wegs gehet, so will ich es auch dabei lassen, will euch verzeihen, und mir keine weitere Mühe machen. Thomas schwieg stille, schien sich eine Weile zu besinnen, und sagte darauf, wenn ichs recht überlege, so kan es wohl eben so gut seyn, ich gehe wieder nach Haus. Viele Verdrüßlichkeit in einem fremden Lande

Lande zu haben ist mir ungelegen, nicht gern
 will ich auch jemand unglücklich machen. Mir
 habt ihr keinen Schaden gethan, komme ich zu-
 rück, so kan ich dem H. S — sagen, ich wäre
 weit umher gelaufen, hätte euch fleißig gesucht,
 aber nicht finden können. Immer kan doch dort
 niemand wissen, daß wir uns hier angetroffen
 haben. Aber lieber E — — d, mein Gang ist
 mir doch sauer geworden, wenn ihr mir den wohl
 bezahlt und mir denn noch obendrein ein gutes
 Trinkgeld gebt, so gehe ich in Friede wieder nach
 Haus, und ihr gehet wohin ihr wollt. Recht so!
 guter Mann, sagte E — — d, ihr sprecht ihr
 gescheut, ihr sollt ein gutes Trinkgeld haben,
 kommt ich will euch geben daß ihr zufrieden seyd.
 Hier greift E — — d in die Tasche, ziehet einen
 großen ledernen Beutel heraus, eben den, worin
 das Geld für die 200 harte Gulden war; in der
 einen Hand hält er den Beutel, mit der andern
 greift er hinein, um das Trinkgeld heraus zu
 nehmen. — Husch! Thomas hascht zu, zieht ihm
 unterhalb den Beutel aus der Hand, sagt ohne
 alles weitere: Gute Nacht! — schüttelt ihm denn
 doch noch seinen dicken Wanderstab gegen das
 Gesicht, zum Merkzeichen, daß es gefährlich seyn
 mögte, ihm nachzugehen. E — — d steht bestürzt
 und ganz betäubt da, Thomas zur Thüre hinaus,
 wandert rasch seinen Weg fort. Nach dieser schö-
 nen Expedition kam der brave Mann wohlbe-

halten bei meinem Vater an, gab umständlichen Bericht von seinem glücklichen Streich, legte den wiedereroberten Beutel auf den Tisch, worin sich noch alles fand, was darin gezählet worden war, wenige Gulden ausgenommen, die E — — d in den Wirthshäusern verzehret hatte. Thomas wurde, wie er es verdient hatte, gelobt und belohnet.

E — — l.

IO.

Zeit Kränzel

oder

natürliche Folgen des Aberglaubens.

Zeit Kränzel war ein wohlhabender Landmann, ein wackerer, gastfreier, und für seinem Stand und seine Gegend sogar gelehrter Mann, den zu hören, wenn er aus Lohensteins Arminius, dem Herkules und Valiska, oder auch wohl gar aus Hofmanns Gesprächen und Imhoffs historischen Bildersaal erzählte, die staunenden Bauern Karten und Würfel liegen ließen. Auch Gespenster, Schatzgräber und Hexengeschichtchen wußte Zeit in Menge, und wenn er damit etwas rückhaltend war und nur auf langes Bitten eine derselben erzählte, so kam dies daher, weil er, durch
alberne

alberne magische Bücher verführt, selbst noch ein großer Geisterbanner zu werden hoffte, und von geweihten Sachen mit Ungeweihten nicht gern sprechen mogte. Mit unermüdeter Heißgier verschlang der Mann jedes Buch dieser Art, daß er aufstreiben konnte und leider hatte er in einer benachbarten Stadt einen Mann gefunden, der ihn, freilich gegen schweres Geld, reichlich damit versah. - So wie sich seinem Wahne nach seine Kenntnisse erweiterten, d. h. so wie seine Vermögensumstände schlechter, seine Arbeitsamkeit geringer und sein Kopf mit immer größern Unsinn angefüllt ward, entzog er sich nach und nach der Gesellschaft der übrigen Bauern, und saß daheim bei seinen Büchern, oder lief im Holze und auf Kreuzwegen herum, in der Hoffnung, daß ihm da etwan einmal ein Geist erscheinen, und ihm das ganze Verständniß vollends aufschließen werde.

Dabei nahm denn seine Wirthschaft zusehends ab; er wurde träge zur Arbeit, überließ alles seinem Gesinde, das ihn bewog, bestohl und durch Nachlässigkeit noch mehr verdarb, als durch Bosheit: auch ward er mit Schatzgräbern bekannt, und jene Vagabunden, die in Mönchskuteen in dieser Gegend herumstreifen, und die Leichtgläubigkeit der armen Bauern hintergehen, fanden bei ihm die freundlichste Aufnahme. Das kostete

kostete denn beständig mehr Geld, und machte endlich auf die Bauern auf Beitz Betragen aufmerksam als sie bisher gewesen waren. Die Achtung, welche sie immer für ihn gehabt, verschwand, seit er sich von ihrer Gesellschaft entfernt und mit Pfaffen und andern verdächtigen Leuten umzugehen angefangen hatte: seine Nachbarn wollten schon in seinem Hause allerlei Geistespektakel gehört haben, jeder wich ihm und den seinigen aus dem Wege, die Jungens neckten seine Kinder auf alle Weise, und als dem Pfarrer plötzlich ein Pferd gefallen war, so fehlte nicht viel, daß ihn der Ehrenmann nicht feierlichst als einen verruchten Hexenmeister von der Kanzel geworfen hätte.

So hatte denn der leidige Aberglaube den armen Zeit schon um den beträchtlichsten Theil seines Vermögens und bei allen seinen Nachbarn um seinen guten Namen gebracht, und er hatte es nur der Verfinstung seines Verstandes zu danken, daß er diese Verluste mit Gleichgültigkeit ansah, daß er sie in kurzem durch seine eingebildeten Erwartungen reichlichst zu vergüten hoffte. Er wünschte sie nur noch D. Fausts Höllenzwang zu besitzen, dies berühmte Buch, das von eitler Neugier und blöder Dummheit so theuer bezahlt wird, ob es gleich nichts weiter als ein Spielwerk für Kinder ist: denn als
dann

Dann meinte er, würde es ihm leichtlich gelingen, das ganze höllische Heer unter seine Botmäßigkeit zu bringen, und sich so viel Geld und Gut zu erwerben, daß er sich ein Rittergut kaufen und alle Nachbarn auslachen könne. Lange gab er sich Mühe, diesen seltenen Schatz zu erhalten, bis endlich ein Büchertrödler, der mit mancherlei Produkten des menschlichen Geistes das Land durchzog, ihm denselben gegen Erlegung von sechs neuen Louisdors und nach Angelobung des unverbrüchlichsten Stillschweigens überließ.

Nun war Beits seiner Einbildung nach voll, kommen glücklich, und wenn er gleich den dicken Quartband mit einer Art heiligen Schauers ansah, wenn er gleich einige Furcht bei sich fühlte, mit Beelzebub, Luzifer, dem König Eros und wie die Herrn weiter heißen, in nahe Bekanntschaft zu treten, so nahm er sich doch ernstlich vor, sobald die ganze Zubereitung fertig sey, eine Probe zu machen, und wenigstens einen Geist von der niedern Ordnung aus dem Höllenpfuhle heraus zu bannen. Eine der Hauptvorbereitungen war, nach Anleitung von Beits Zauberbüchern, ein vierzigstündiges strenges Fasten und der Genuß des H. Abendmahls, denn wie gesagt, wo dunkle verworrene Religionsbegriffe in einem Kopfe befindlich sind, da haben auch die ungereimtesten Verbindungen, die größten Mißbräuche
auch

auch sonst für heilig geachteter Dinge, keinen Widerspruch weiter, und Weit wollte so gar Stellen in der Bibel gefunden haben, welche es zu einem ächten Kennzeichen eines vollendeten Christen machten, wenn man die Herrschaft über die bösen Geister erlangt habe.

Daher fastete und betete er mit der größten Inbrunst, gieng den Tag nach geendigter Fasten zu Beicht und Abendmahl, leugnete aber dabei gegen den Pfarrer, der ihn wegen der laufenden Gerüchte zur Rede setzte, gar nicht, daß ihn Gott mit Gaben ausgerüstet habe, welche nur sehr wenig Menschen zu Theil würden, worüber ihm der Pfarrer noch einen langen gutgemeinten, aber schlecht durchdachten Sermon hielt. Nun war die große Vorbereitung geschehen und Weit fieng noch dieselbe Nacht, als Weib, Kinder und Gesinde zu Bette waren, sein Beschwörungswesen an. Aber er mochte den Kreis noch so richtig zeichnen, die Beschwörungformel noch so laut und so oft wiederholen, der Geist wollte dem ohngeachtet nicht erscheinen, nicht einmal ein Säusen in der Luft, ein Knistern an den Fenstern lies sich hören, und der arme Weit hatte vergebens seinen Schlaf eingebüßt, und vergebens dem Augenblick entgegengezittert, in welchem das kleine Teufelchen, das er beschwor, zwar nicht so reizend wie Teufel Biondetta, aber doch eben so gehor-

gehorsam wie dieser zu seinen Füßen liegen würde. Unmutzig gieng er zu Bette, nicht um zu schlafen, denn dazu war sein ganzes Blut zu sehr in Wallung, sondern um nachzugrübeln, was er wohl bei dieser Operation vergessen haben könnte. Aber er mochte nun auch so sehr nachdenken als möglich, er fand nichts was ihm eine befriedigende Auskunft gegeben hätte, außer daß ihm einfiel, er müsse etwan das Abendmahl nicht recht würdig genossen haben, wodurch ein Theil der Kraft seiner Beschwörung verlohren gegangen sei. Ein neues Fasten und anhaltendes Bleiben im Gebet, meinte er, müsse dieses vergüten, denn so gleich wieder zum Abendmahl zu kommen, mögte auffallend sein, und gleichwohl wollte er doch eine neue Operation nicht so gar lange anstehen lassen.

Die Nacht darauf als Zeit für neuen Entwürfen wieder nicht schlafen konnte, hört er plötzlich über sich auf dem Kornboden, wo die vorige Nacht die Beschwörung vorgegangen war, ein schreckliches Getöse, gleich als ob ein großes eisernes Gewicht in kurzen Absätzen hinter einander bald in dieser bald in jener Gegend auf den Fußboden gestampft würde. So sehr sich auch Zeit mit dem höllischen Heere familiarisirt hatte so brach ihm doch bei diesem abscheulichen Lärm der kalte Angstschweiß aus, und der Gedanke, daß der beschworne Geist nebst noch einem hal-

ben

ben Duzend Kameraden, gekommen sei, ihn für seine Entheiligung des Sacraments zu strafen, quälte ihn nicht wenig. Indessen besann er sich daß er von einem Bettelmönch geweihte Kerzen gekauft habe, welche, laut Versicherung des Mönchs, dem bösen Feind so gefährlich waren als Sublimat den Ratten, und da er steif und fest an die Wahrheit dieser Versicherung glaubte, so saßte er sich Muth, stieg auf, zündete seine zwei Wachskerzen an, und erwartete ruhig die Ankunft der bösen Geister. In dem Augenblick fiel ihm ein, daß der Geist wohl in keiner übeln Absicht gekommen seyn könne, daß es vielleicht kein böser Geist, und wenn auch, daß er wegen Wunderkraft der Kerzen, ihm nicht zu schaden im Stande sey. Er entschloß sich also, selbst auf den Boden zu gehen, und zuzusehen, welcher Art der Geist sey, der ihn so beunruhige. Beym Hinaufgehen hörte er noch den Lärm, wie er aber den Boden aufgeschlossen hatte und hineingetreten war, herrschte allenthalben die tiefste Stille, eine Veränderung, welche einen so heftigen Eindruck auf ihn machte, daß auf einmal die gräßlichsten Gespenstergeschichten sich vor seiner Seele vorbei drängten, und ein eiskalter Schauer nach dem andern seinen Rücken hinab lief.

(Der Beschluß folgt.)

Auflösung des Räthsels im vorigen Blatt.
Eine gefüllte Weinflasche.

II.

Zeit Kränzel

oder

natürliche Folgen des Aberglaubens.

(Beschluß.)

In diesem schrecklichen Augenblicke erhob sich auf einmal das Getöse vom Hintertheil des Bodens her, von einem unangenehmen dumpfen Rischen begleitet; aller Muth, das ganze Vertrauen auf Krzen und Beschwörungsformeln verließ jetzt den zitternden Zeit, der gern geflohen wäre, wenn seine Beine ihm nicht den Dienst versagt hätten. Das Getöse kam näher, und auf einmal sah er eine schwarze unförmliche Figur, welche bald kleiner bald größer ward, und von welcher das Getöse herkam. Mehr sah er nichts, denn diese Erscheinung beraubte ihn des Gebrauchs seiner Sinnen; so daß er zuletzt in einer völligen Ohnmacht hinsank.

In dieser fand ihn des andern Morgens seine Frau; die ihn vermißt und schon allenthalben gesucht hatte. Mit vieler Mühe schleppte sie ihn durch Hülfe einer Magd herab, und ins Bette, wo er zwar wieder ins Leben zurück kam, aber kein Anzeigen des Verstandes von sich gab.

Vielmehr brüllte er unaufhörlich, oder sprach barbarische Worte aus, oder rief, daß man doch den Teufel fortjagen mögte, der ihn in seinen feurigen Rachen verschlingen wolle. So rasete er den ganzen Vormittag fort, und Nachmittags schon breitete sich im Dorfe das Gerücht aus, daß Weit vom Teufel besessen sey. Dies kam denn auch zu den Ohren des Herrn Pfarrers, der noch an alle mögliche Werke des Satanas, also auch an die Besigungen glaubte, und sich so gleich zu dem angeblich Besessnen begab, voll Freude, daß er gewürdigt worden, sich durch Austreibung eines Teufels eine Stelle unter den Helden der christlichen Kirche zu erwerben. Wie er hinkam, hatte Weit seinen Verstand wieder bekommen, und war also im Stande, auf die Fragen des Pfarrers zu antworten, der ihn, weil er das alles für eine satanische List hielt, mit ziemlichen Glimpfe anredete. Weit erzählt, nun alles, was wir gelesen haben, gestand auch, daß er Zauberbücher besitze, und schon einmal einen Versuch, Geister zu beschwören, gemacht habe. „Heilloser Bösewicht, rief hier der Pfarrer, du hast also Raum gegeben dem Versucher, hast deine so theuer erkaufte Seele, dem höllischen Geier zur Beute gegeben. Siehe dir ist geworden wie du verdient hast.“ — Und nun demonstirte er ihm die Größe seines Verbrechens so deutlich, malte ihm die Hölle so lebhaft, als ob er eine

genaue

genaue Beschreibung von derselben besäße, und deklarirte ihn endlich aller göttlichen Strafen und aller höllischen Qualen so würdig, daß allen Nebenstehenden die Haare zu Berge standen, und der arme Zeit wieder völlig zu rasen anfieng. So leicht es nun auch dem Pfarrer geschienen hatte, den Satanas in die Flucht zu schlagen, so ward ihm doch im Ernste bange, als dieser Paroxysmus kam, in dem er sichtbarlich den leidhaften Teufel erblickte. Er dachte daher weislich auf einen ehrenvollen Rückzug, und diesen zu bemänteln schlug er vor, auf den Boden zu gehen, und da zuzusehen, ob der Böse etwas zurück gelassen habe.

Nun brach der Zug auf, der Pfarrer voraus und ein halb Duzend handveste Bauern hinten nach. Mit Furcht und Zittern traten sie in den Boden, gukten so scheu wie Diebe allenthalben umher, und sahen mit allen ihren vierzehn Augen nicht das geringste. Auf einmal that es einen Fall, und der ganze Zug, wieder der Pfarrer voran, drängte sich nach der Thüre, einen Kerl ausgenommen, der in preussischen Kriegsdiensten sich meist von der Gespensterfurcht geheilt hatte, dafür aber auch im ganzen Dorf für einen halben Atheisten galt. Dieser gieng auf das getösmachende Ding los, und siehe da, es kam ein mit Eisen beschlagenes Scheffelmaas, ohne daß

man die bewegende Kraft sahe, dergestalt ihm entgegen daß das Vordertheil etwas in die Höhe gehoben ward, sogleich aber mit starken Geräusch wieder zu Boden fiel. Die Erscheinung war freilich sonderbar, aber der Bauer faßte sich ein Herz, hob den Scheffel ein wenig in die Höhe und fand — einen großen Kater der in seinem Berufe, auf der Ratten und Mäusejagd, in dem an der Wand lehrenden Scheffel getreten, denselben über sich umgeworfen, und durch seine Bemühung sich wieder vorzuarbeiten, den ganzen Teufelspektakel verursacht habe. „Seid ihr nicht Nemmen, rief er dem noch vor der Thür laurenden Trupp zu; ein alter Kater ist's, der sich im Scheffel gefangen hat. — Kommt wenn ihr ihn sehen wollt.“ Auf diesen ermunternden Zuruf kehrten Pfarrer und Bauern wieder um, allein der Kater, der schon etliche Versuche zu entwischen gemacht hatte, biß jetzt seinen Befreier ziemlich heftig in die Hand, riß sich los und sprang mit einem mächtigen Satze gerade über den Kopf des Pfarrers durch ein Fenster hindurch, daß die Scheiben hinter ihm drein klickten. Nun war zwar von dem Gestanke, welchen Diabolus bei solchen Fällen hinter sich zu lassen gewohnt seyn soll, nichts zu spüren, allein der Pfarrer behauptete dennoch, daß der leibhafte Satan in und mit den Katzen verbunden, vielleicht auch die ganze Katergestalt

blos

blos ein Blendwerk gewesen sey, nahm daher Gelegenheit, dem Exsoldaten, seines Unglaubens wegen, den Kopf zu waschen, ermahnte die übrigen, fest im Glauben an dem Satan zu beharren, und weder so ungläubig zu werden wie Kasper, der jetzt von dem Teufel selbst gebissen worden sey, noch sich in Traktaten mit dem Bösen einzulassen, damit sie nicht gar, wie Weitz, sein Eigenthum würden.

So schloß sich die Untersuchung, die wenn der Aberglaube nicht die Köpfe dieser Leute durchaus verfinstert hätte, nothwendig dargethan haben müßte, daß hier keine Spukerei, keine Besizung statt finde, sondern Weitz gerade den Verstand verloren habe, weil er bei dem Lärme übernatürliche Ursachen vorausgesetzt, und durch seine mit Teufeln angefüllte Einbildungskraft durchaus irre geleitet worden sei. Statt dies einzusehen, hatte der unvernünftige Pfarrer gleich Anfangs durch seine Fluchpredigt, Weitz wiedererwachende Vernunft aufs neue in Zerrüttung gebracht, und nun hatte er bei der Katergeschichte den Aberglauben wieder eine Stütze gegeben, und den Saamen der Vernunft, den Kasper vielleicht zum Keimen gebracht hätte, gleich wie er gesäet war, ersticket.

Nun galt es für eine ausgemachte Wahrheit, daß Weitz besessen sei, und da, wo ein vernünftiger

tiger Arzt die beste Hülfe hätte schaffen können, fieng man an, ein Possenspiel aufzuführen, das für einem nahen Beobachter so ärgerlich als lächerlich seyn mußte. Eine vierzehn Tage hintereinander hatte das Beschwören und Exorcisiren seinen unterbrochenen Fortgang: endlich erscholl das Gerücht davon von einem Orte zum andern bis zur Residenz des Landesherrn, der so wie der erste, also auch der klügste im ganzen Ländchen war. Da bekam denn die ganze Sache sehr plötzlich eine andre Wendung; der Herr forberte Berichtserstattung, und da diese, wie nicht anders zu erwarten war, sehr kläglich ausfiel, schickte er seinen Leibarzt, einen Sekretair und zwey Unterofficiers nach dem Dorfe, eine genaue Untersuchung des ganzen Vorfalles anzustellen; und, falls Betrügerei da wäre, den Teufel durch Hülfe des Stocks zu vertreiben.

Freilich war dem Pfarrer dieser Besuch nicht gelegen, aber er mußte sich bequemen, mußte die Herren zu dem Besessnen begleiten, da man an Ketten hatte legen müssen, und zu seinem großen Aerger hören, daß der Mann rasend sei, und er (so sagten Leibarzt und Sekretär, und die Kriegsknechte bekräftigten es mit starken Flüchen) der Herr Pfarrer den dümmsten Streich gemacht habe, den je ein hirnloser Kopf machen könne. Zwar verschanzte er sich anfangs hinter
 sein

sein Amt, und sprach so gar von Atheisterei und Ahndung, als aber der Sekretär etliche Worte von Absetzung fallen ließ, befahl er seine Sache Gott, und wünschte den bösen Ungläubigen in der Stille etliche Legionen böser Geister in den Leib, um sie zu Erkenntniß von der Wirklichkeit satanischer Besetzungen zu bringen.

Bei der neuen Untersuchung ergab sich nunmehr die ganze Geschichte wie sie bisher erzählt worden ist, zugleich aber auch, daß Weit unheilbar rasend sei. Den Pfarrer wollte der Herr wirklich absetzen, denn sagte er, so ein Mensch ohne Kopf verdient nicht Lehrer der Religion zu sein; doch zuletzt aber gab er nach, ließ aber dem Pfarrer wissen, daß wenn noch ein einzigesmal von der Art etwas von ihm bekannt würde, er sich sogleich des Predigeramts begeben müsse; der freigeisterische Kaspar erhielt eine jährliche kleine Pension; Weit Kränzel ward in ein Tollhaus gebracht, wo er bald darauf, ohne seine Vernunft wieder zu erhalten, starb; seine Frau starb für Kummer, und seine zwei noch unerwachsenen Kinder werden auf Landesherrliche Kosten erzogen, denn leider hatte der Aberglaube und seine traurigen Folgen, den wohlhabenden Weit auch zum Bettler gemacht. —

12.

Sonderbare Kennzeichen der Wibergeburt
und Nichtwibergeburt.

(Eingefandt.)

Was für sonderbare und selbst drolligte Begriffe vom Christenthum sich manche Menschen machen, beweiset folgendes wahre Beispiel:

Der seel. Prediger S. zu U. hatte in seiner Gemeinde einen Mann, der anfänglich bei ihm den Gottesdienst sehr fleißig besuchte, und wie es schien, mit besondrer Andacht demselben bewohnte. Auf einmal verschwand aber diese Andacht, der Mann kam zwar noch zur Kirche, aber er zeigte gar keine Aufmerksamkeit mehr, sondern blätterte während der Predigt beständig in der Bibel oder im Gesangbuch, dergestalt, daß es sichtbar und in die Augen fallend war, daß er vorsätzlich auf die Predigt nicht merken wollte. Nicht lange nachher vermied er die Kirche gänzlich. Der Prediger that ihm über beides gehörige Vorstellungen und ermahnete ihn liebevoll, dem öffentlichen Gottesdienst mit wahrer Andacht beizuwohnen, oder ihm wenigstens die Ursache seines Ausbleibens zu eröffnen. Nun sagte ihm

St.

St. Er habe einmal in der Kirche eine Stimme gehört, die ihm zugerufen habe: Was thust du hier? Er habe diese Stimme für einen göttlichen Befehl gehalten, hinführo aus der Kirche zu bleiben. Der Prediger stellte ihm vor, daß er sich hier ohne Zweifel gröblich irre, und er sich nur fälschlich eingebildet habe, diese Stimme zu hören, weil wir heutiges Tages dergleichen übernatürliche Offenbarungen nicht zu erwarten, und auch nicht nöthig hätten. Wenn er aber auch eine solche Stimme als wirklich geschehen annehmen wollte, dann habe sie so viel sagen wollen: Bedenke den Zweck, warum du hier bist, du sollst nemlich die Zeit nicht mit Blättern im Buch, sondern mit heiliger Aufmerksamkeit und wahrer Andacht hinbringen. Diese so passende Auslegung wollte aber den verkehrten Begriffen dieses Mannes nicht einleuchten, sondern er blieb dabei, daß er Gründe habe, die Kirche gar nicht mehr zu besuchen. Der Prediger drang weiter in ihn, ihm die Gründe zu eröffnen. Nun gab er zu verstehen, daß er in einer Versammlung von lauter Unwidergebohrnen Menschen keine Erbauung haben könne. Der Prediger führte ihm mit aller Sanftmuth zu Gemüth, wie stolz von sich selber und wie lieblos von allen seinen Nebenchristen er urtheile, indem er diese insgesammt für unwidergebohren erkläre, und wenn auch, setzte er hinzu: Wenn auch keiner mehr in der

ganzen Gemeinde ein wahrer Christ wäre, als Sie allein, so ist dies doch bei weitem kein Grund für Sie, aus der Kirche zu bleiben. Sie müssen desto mehr ihrem Nächsten durch ein gutes Beispiel vorleuchten, und ihn durch fleißige und andächtige Besuchung des Gottesdienstes und ein damit verbundenes christliches Leben zur Nachahmung aufzumuntern suchen. Auch diese Vorstellung blieb ohne Frucht. Endlich sagte der Prediger nach vielem andern dringenden Zureden; wenn alle diese Gründe nichts über ihn vermöchten, so solle er dann doch aus Liebe zu ihm, ihm die Freude machen, dem Gottesdienst beizuwohnen. Hierauf erwiderte St. Ich kan auch in der Kirche keine Erbauung haben, wenn der Prediger selbst kein Widergebohrner ist. Der Pr. Sie zählen mich also zu den Unwidergebohrnen? Dies halte ich Ihnen zu gut. Aber woher wissen Sie dann, daß ich ein Unwidergebohrner bin? Was haben Sie für Kennzeichen davon; St. die Werke beweisen dieses. Der Pr. Was haben Sie dann für Werke von mir gesehen, woraus Sie jenen Schluß machen können? St. Sind dann das Werke eines Widergebohrners, wenn man mit Steinen in den Rhein wirft?

Der Prediger erinnerte sich nun, daß als er einmal mit seinem Schwager aus D. welcher
bei

bei ihm zum Besuch war, am Ufer des Rheins spazieren gegangen, beide noch jung und munter zu einer etwaigen Leibesbewegung sich geübt hätten, mit flachen Steinen einige Würfe auf die Oberfläche des Rheins zu thun, und ein unschuldiges Vergnügen daran gehabt, zu bemerken, wie oft ein solcher Stein von der Oberfläche des Wassers wieder zurück geprellt sey. Diesen so ganz untadelichen Zeitvertreib hatte St. aus der Ferne mit angesehen, und von dieser Zeit an hielt er den Prediger für einen Unwidergebohrnen. Und von eben dieser Zeit hatte er angefangen in der Kirche während der Predigt zu blättern, bis er endlich gar aus derselben weglieb.

13.

Ein Paar Proben einer ganz neuen Eregese.

Zu — g lebte eine Frau, die wegen ihrer Zanksucht berühmt war, und öfters mit ihren Nachbarn Handel anfieng. Der Prediger R. stellte sie über dies unchristliche streitsüchtige Betragen zur Rede. Sie entschuldigte sich aber ganz ernstlich, und sagte: dies könne ja in der Welt nicht anders seyn, denn es stünde ja in der Bibel

bel: Muß nicht der Mensch immer im Streit seyn?

* * *

Ein gewisser Geistlicher hatte, um seiner Neigung zum Trunk ein Genüge thun zu können, bei der Erschöpfung seiner übrigen Finanzen, seine Zuflucht zu den silbernen Gefäßen seines Altars genommen und dieselbe bei einem Juden versetzt. Als er nun deshalb von seinen Obern zur Verantwortung gezogen ward, führte er zu seiner Rechtfertigung den biblischen Spruch an: Wer dem Altar dienet, soll sich vom Altar nähren.

14.

Sinnreiche Einfälle veranlaßt

durch einige der allerneuesten
Begebenheiten.

Der König Leopold, kein Liebhaber von gewaltsamen Reformen, zumal in kirchlichen Sachen, hat schon mehrmals die Gesinnungen geäußert, daß man, um wahrhaftig tolerant zu seyn, denenjenigen, welche an Afsanzereyen Ver-
gnü

gnügen fänden, dieselbe so wenig nehmen, als andere, die darüber weg wären, dazu nöthigen müße; gute Studien und Pressfreiheit würden ohne Zwang von selbst und auf eine dauerhafte Art die Aufklärung allmählich befördern. Diesen Grundsätzen zufolge hat er nun auch dem Cardinal und Erzbischof Migazzi erklärt: Eben so wie er dem Feldmarschalle Laudon die Feldarmee ganz übergeben habe, so räume er dem Herrn Erzbischof die geistliche Armee und die Aufsicht über das Kirchenwesen ganz ein. Eine Folge davon ist, daß man seitdem in Wien Processionen mit Fahnen und andern unter der vorigen Regierung verboten gewesenen Kirchenornaten, imgleichen an den Kirchthüren den Handel mit geweihten Kerzeln, angerührten Silberchen und dgl. aufs neue zu sehen bekommt. Der erste Gebrauch, den der in ultramontanischen Grundsätzen grau gewordene Cardinal von seiner neuerlangten Gewalt gemacht hat, war ein Befehl an Augustinermönche (denen der Kaiser Joseph erlaubt hatte, Schuhe und Strümpfe zu tragen) daß sie wie ehedem Barfuß in Sandalien gehen sollten. Der König Leopold als, er dieses erfuhr: sagte dem Cardinal: Er würde es weit lieber gesehen haben, und es sey doch auch nöthiger gewesen, die Reforme eher bei den Köpfen, als bei den Füßen anzufangen.

* * *

Ein Engländer sagte kürzlich zu Paris: die Demokraten wissen nicht, was sie thun, die Aristokraten wissen nicht, was sie wollen und die guten Bürger wissen nicht was sie können.

* * *

Bei Gelegenheit der in Frankreich vorgeschlagenen und nun schon so gut als zu Stande gebrachten Aufhebung des Unterschieds und Einführung einer vollkommenen Gleichheit der Stände, machte jemand die Anmerkung: On établit une parfaite Egalité. Eh bien! Au bout de quelques semaines, a quelques centaines de scelerats près, tous les François feront parfaitement et également ruinés. (Man geht damit um, eine völlige Gleichheit einzuführen. O in der That: In kurzer Zeit werden, wenn man einige hunderte Schurken ausnimmt, alle Franzosen dergestalt ruinirt seyn, daß eine vollkommene Gleichheit da ist.

* * *

So wie die Polyhistor in der gelehrten Welt in jedem Fach der Wissenschaften bewandert sind, so giebt es auch in der öffentlichen und Bürgerlichen

lichen Welt eine Gattung Menschen, die mit einem Geist der Vielwiferey begabt in jedem Fach zu Hause sind, und mit einer superiören Redseligkeit über alles, es mag Namen haben wie es will, Rede und Antwort zu geben wissen. Ich kenne einen solchen Mann, der wie ein Salomo von der Ceder bis zum Hops, von der Kunst Staaten zu regieren bis zu der Gabe, die Weinsflecken aus der Leinwand zu bringen, und von jedem Fach des menschlichen Wissens mit einem immergleichen Scharfsinn und mit der hinreißendsten Beredsamkeit sprechen kan. Dieser Mann, der auch immer bereit ist, seine so ausgebreitete Kenntniße auch unaufgefordert jedem mitzutheilen, besitzt noch überdem die Gabe, daß er nie wegen einer zu gebenden Antwort in Verlegenheit geräth, die Frage mag auch noch so fremd oder intrikat seyn. Neulich war in einer Gesellschaft von der Schwedischen so genannten Scheerenflotte die Rede. Man sprach über den Grund dieser Benennung. Ey fiel unser Viellwiffer ein: Wissen Sie nicht was eine Scheerenflotte ist? Ich will die Ehre habe, Ihnen solches zu erklären: Sehen Sie eine Scheerenflotte besteht aus lauter Schiffen, an denen vorne am Schnabel anstatt des sonst gewöhnlichen Bogspriets eine starke, etwa dreyzehn bis fünfzehn Fuß lange Scheere angebracht ist. Vermittelt einer fürtrefflichen

lichen mechanischen Einrichtung kan ein kleiner Schiffsjunge die Scheere mit der größten Geschwindigkeit offen und zumachen. Der Gebrauch davon, besteht wie man nur von selbst errathen wird, darin, einen feindlichen Schif auf einmal alles Taurwerk abzuschneiden, und es so gänzlich auffer Stand zu setzen.

Räthsel.

Beliebt bei jedermann, vom Kaiser bis zum
Bauer
Theils angenehm und süß, theils eckelhaft und
sauer,
Bald lang und bald sehr kurz, oft böse oft auch
schön
Und dennoch würdest du hier ohne mich nicht
stehn.
Du hast mich ganz umsonst, mich bestes auf der
Welt,
Vergebenst kaufst du mich für Schmeicheley und
Geld.
Nun rathe was ich sey, schreib fünfe nur und
Ja
So ist die Antwort bald in fremder Sprache
da.

15.

Der Freymäurer 2 Orden.

Der Freymäurerorden ist eine sehr alte, in der ganzen Welt ausgebreitete Gesellschaft, die sich zur Ausübung der Freundschaft, der Wohlthätigkeit und aller übrigen, dem Staate und der Gesellschaft schulbigen Pflichten auf eine besonders genaue Art verbunden hat, und deren größtentheils von dem Geschäfte des Mauerns hergenommene Gebräuche eine geheime Deutung auf gewisse, noch nie verrathene Geheimnisse (Mysterien) haben.

Nach dem Geständniß mancher Glieder des Ordens dauert er nun schon ins 4471ste Jahr, und hat mithin bereits vor der Sündfluth seinen Anfang genommen. Mit welchem Grade der Zuverlässigkeit dieses hohe Alter bewiesen werden kann, das weiß ich nicht. Im Grunde liegt auch nichts daran, ob der Orden alt oder jung sey; denn Ahnenstolz und Alterstolz ist beydes gleich thörigt. Allgemein bekannt ward diese Gesellschaft erst im jezigen Jahrhundert, und zwar im Jahr 1723. In diesem Jahre kam nemlich zu London das Constitutionsbuch des Ordens gedruckt heraus, und die Freymäureren verbreitete sich sogleich

U. N. I. J. II. Bd. Bl. 5 E von

von England aus, wo sie ihren Hauptsitz hat, in alle Länder Europens, ja selbst in die übrigen Welttheile. Dies geschähe jedoch nicht ohne die größten Schwierigkeiten und Hindernisse. Man bürdete nemlich dem Orden Beschuldigungen auf, die ihn gar nicht trafen und nie treffen können. Der eine beschuldigte die Mäurer der Freygeisterey, d. i. man hielt sie für Leute, die den Glauben an geoffenbarte Religionswahrheiten mit Füßen treten. Gleichwohl hat der Orden eigentlich mit Religionsfachen gar nichts zu thun, und es ist in ihren Gesetzen unter nachdrücklicher Strafe verboten, über wirklich theologische Sätze zu streiten. Wahrscheinlich hat der fast gleiche Klang der Namen Freymäurerey und Freygeisterey zu diesem Wahne Gelegenheit gegeben. — Andere beschuldigten den Orden, daß die Glieder desselben bey ihren Zusammenkünften verbotene Künste übten, den Stein der Weisen suchten, Gold machten, oder wohl gar in ihren Logen allerhand dem Staate gefährliche Beschäftigungen trieben. Allein auch von diesen Vorwürfen sind sie völlig frey. Denn es ist nicht nur jedes Mäurers Pflicht, ein ruhiger, gehorsamer und nützlicher Bürger des Staats zu seyn, sondern er muß sogar das sanfte Gesetz, der Obrigkeit zu gehorchen, bey seiner Aufnahme sowohl, als auch wenn er in der Loge einen höhern Grad bestiegt, feyerlich beschwören. Und ist denn eine geheime Versammlung

jüng darum immer einen oder mehrern dritten gefährlich? Das eigentliche Kennzeichen gefährlicher Gesellschaften besteht darin, daß man sich den Augen der Obrigkeiten entzieht. Allein die Logen der Freymäurer werden nur dem Lasterhaften, dem Starken und dem Schwachen verschlossen, jedem Rechtschaffenen dagegen stehn sie offen. Es ist sogar den Maximen dieser Gesellschaft gemäs, Obrigkeiten, Richter, Staatsbediente, ja sogar Regenten in ihren Schoos aufzunehmen. Daher finden wir eine große Menge Prinzen und viele andere aufgeklärte und durch Stand, Tugend und Geschicklichkeit erhabene Menschen in diesem Orden, und die sämmtlichen Deutschen Logen haben einen allgemein geehrten Prinzen, den Herzog Ferdinand von Braunschweig Lüneburg zu ihrem Großmeister.

Andre Beschuldigungen, die ihnen von ihren Freunden, die nicht im Orden sind, im Scherze gemacht werden, z. B. daß sie den babylonischen Thurm wieder aufführen; den Tempel Salomonis bauen, ic. diese scherzhaften Vorwürfe haben Unwissende und Einfältige im Ernst aufgefangen, und sind also der Meinung, diese Gesellschaft arbeite an einem unmöglichen Werke. — Eben so verhält sich auch mit dem Vorwurf, daß jedes neu aufgenommene Glied einen schrecklichen, mit dem Gewissen desselben streitenden und die Majes-

stát Gottes lästernden Eid schwören müsse. Wer die Verfassung dieser Gesellschaft nur einigermaßen kennt, wird sie gewiß von allen diesen Vorwürfen frey sprechen.

Die Absicht der Freymäurer ist nemlich in ihren Versammlungen, welche man Logen nennt, den Menschen vernünftig, sanft und tugendhaft zu bilden, und in dieser Absicht bemühen sie sich ihn von Irthümern zu befreien, seine Sitten durch unschuldige Vergnügungen des Lebens zu mildern, ihm im Unglücke bey zustehen, und ihn in seinen Bedürfnissen zu unterstützen. Alle Glieder dieser Gesellschaft sind Brüder; und weder Sprachen, noch Kleider, noch Meinungen, noch Stand und Würde, noch Güter machen unter ihnen den geringsten Unterschied: der Landesherr und der Untertan, der Handwerksmann und der Krieger, der Gelehrte und der Ungelehrte, der Adliche und der Bürger, der Greis und der Jüngling sind einander gleich: Gleichheit ist ihr erstes Gesetz. Sie nehmen, wie gesagt, jeden rechtschaffenen Mann aus den drey Hauptgesellschaften der christlichen Kirche auf. Die Tugenden, die sie ausüben, und wozu sie jeden Aufgenommenen anhalten, sind Wahrheit, Gerechtigkeit, Klugheit, Mäßigkeit, Bändigug der Affekten, Treue, Glauben und Mitleiden; und unter diesen Tugenden zeigen sie vorzüglich christliche Barmherzig

Hergigkeit und Mildthätigkeit gegen jeden Unglücklichen, und freundschaftliche Hülfe u. Dienstwilligkeit gegen solche Freymäurer, die als Unbekannte in der Fremde, auf der Reise und bey andern Vorfällen fremden Rathes bedürfen. Daher haben sie geheime Zeichen, Gehebrden, Worte u. s. w. unter sich, um sich einander als Freymäurerbrüder zu erkennen. Man muß daher die Freymäurer nicht nach ihren Geheimnissen, noch nach ihren Sprachen, Gebräuchen und Bildern, sondern nach ihrem Zwecke, beurtheilen. Ihre Geheimnisse, so sehr man sie auch verdächtig macht, oder sonst verspottet, können — wenn es anders Geheimnisse sind — auf nichts anders zielen, als auf die Erweiterung des Geistes, Erhaltung der Harmonie und Bildung des Herzens. Die Bilder, deren sich die Gesellschaft in dieser Absicht bedient, sind sinnreich und unterhaltend, sind aber weiter nichts, als Zeichen ihres Geschäfts, welches darin besteht, gleichsam ein geistliches Gebäude aufzubauen; und dies ist der Tempel der Tugend. Die Werkzeuge zu diesem Bau sind lauter Sinnbilder, aus der Baukunst genommen; das Winkelmaas nemlich, der Triangel und der Zirkel bilden die Billigkeit, Gerechtigkeit und Rechtschaffenheit vor; das Licht ist eine Anspielung auf Erkenntniß und Wahrheit, und die Handschuhe und der weiße Schurz, womit man einen neu geweihten Bruder bekleidet, stellen die

Reinigkeit und Unschuld der Sitten vor, durch welche sich ein Freymäurer auszeichnen muß.

Eben diese besondern Zeichen, die die Gesellschaft braucht, ihre genaue und sorgfältige Absonderung zur Logen-Zeit und das Geheimniß welches sie beobachten, hat Gelegenheit zu Feindseligkeiten und Verfolgungen der Freymäurer gegeben und besonders hat sich ehemals die Geistlichkeit, die römischkatholische sowohl, als die Protestantische sehr bitter gegen sie betragen. Schon im Jahr 1738 that der Bischof zu Rom, Clemens XII. den Orden in Bonn, und mächtige Rezenten wollten ihn in ihren Staaten unterdrücken. Jetzt da man völlig gewiß weiß, daß ihr Geheimniß und die unter ihnen eingeführte Gleichheit auch nicht das geringste zur Störung der Ruhe des Staats beiträgt, werden sie fast in allen Ländern nicht bloß geduldet, sondern geschützt. Nur manche Unwissende sprechen noch leise und bedenklich von ihnen, und derer, die den Orden für wirklich schädlich oder gefährlich halten, sind sehr wenige. Im Gegentheil erfahren sehr viele Menschen die Heilsamkeit dieser Gesellschaft. In dem Hungersjahre 1772 wurden von den Sächsischen Logen viele hundert Menschen einem elenden Tode entrissen. In Prag haben die Freymäurer im Jahr 1773 ein Verpflegehaus für Waisen und arme Kinder errichtet.

Meinungen wird von ihnen ein Seminarium für Landschullehrer unterhalten. In Stockholm hat der Orden ein sehr ansehnliches Waisen- und Findelhaus erbaut. In Rendsburg, Berlin, Stettin und Mietau sind gemeinnützige Bibliotheken angelegt worden, und in Dresden, Hannover, Braunschweig, Gotha und vielen andern Orten zeichnet sich der Orden durch Mildthätigkeit gegen Arme und Unglückliche, durch Unterstützung der sogenannten Schaamhaften Armen und durch Beförderung nützlicher Anstalten mit besonderem Eifer aus.

Aus dieser kurzen Erzählung werden diejenigen Leser, die den Freymäurer-Orden bisher als eine Gesellschaft irreligiöser und freygeistlicher Menschen gehalten haben, hinlänglich sehen, daß der Orden alle Hochachtung verdiene. Ganz gewiß würde man auch den Maurern, als wirklichen Wohlthätern des Vaterlandes, dies Opfer noch häufiger bringen, wenn nicht manche Glieder desselben sich eine gewisse Anmassung, einen sogenannten Freymäurerstolz gegen die Profanen (so nennen sie alle diejenigen, die nicht Mitglieder des Ordens sind) erlaubten. Doch ein solcher Auswuchs zeigt sich fast bey allen geschlossenen Gesellschaften; denn kleine Versönchen darunter betrachten diejenigen mit einer Art verächtlichen Mitleidens, die nicht die Ehre ihrer Kunst genie-

fen. Aber wo ist wohl eine gute und löbliche Anstalt, die nicht wenigstens einen Mangel hätte:

„Aber — so werden diejenigen Leser fragen, die keine Freymäurer sind, — müßten wir nicht in diesen Orden treten, um recht weise und tugendhaft zu werden, oder müßten nicht wenigstens unsere Prediger und Lehrer Freymäurer seyn, damit sie uns Weisheit und Tugend desto kräftiger predigen können?“

Meines Wissens behaupten die eigentlichen Freymäurer nie, daß die Quelle der Weisheit und wahren Tugend nur in ihrem Schooße zu suchen sey. Daher maßen sie sich auch keinen höhern Vorzug des Verstandes und der Tugend über andere Menschen an, sondern sie sind und bleiben auch deswegen Glieder des Ordens, um sich desto mehr in manchen Tugenden der Geselligkeit, der Freundschaft und Wohlthätigkeit zu üben.

„Aber muß ich denn — so wird wiederum mancher fragen — erst eine weiße Schürze vormachen und Handschuh anziehen, um wohlthätig und barmherzig seyn zu können?“ Einestheils liegt die Antwort schon in den obigen Zeilen, anderntheils aber ist es billig und gewissermaßen undankbar, den Orden zu fragen: aus was für

Dewe.

Bewegungsgründen er wohlthätig, hülfbegierig und mitleidig sey, oder warum er sich überhaupt der Weisheit befeißige?

„ Wenn aber doch der Orden eine höhere
 „ Weisheit, und eine vollkommnere Tugend besitzt:
 „ warum verschließt er sich vor uns, und warum
 „ trägt er nicht vielmehr seine Lehren öffentlich
 „ vor, da ja Jesus, der größte Lehrer der Weis-
 „ heit und Tugend, öffentlich lehrte? “ — So
 viel ich weiß, wollen die Glieder des Ordens
 keine Lehrer der Weisheit und Tugend, sondern
 nur Schüler derselben seyn, auch ist es bekannt,
 daß es im Orden bisher manchen schwachen
 Kopf und manchen stolzen, geistigen, verschwenderischen,
 üppigen Menschen gegeben hat, und
 künftig geben wird, und daß überhaupt ein
 Freymäurer nichts anders, als ein gewöhnliches
 Menschenkind ist. Aber dem Orden jes ver-
 denken wollen, daß er sich zuweilen in die Ein-
 samkeit begeben: das wäre höchst ungerecht, da
 ja jeder von uns mit einem, zweyen und meh-
 rern Freunden sich verschließen kann, so oft er
 will, wenn er nur innerhalb seiner Riegel und
 Schlösser nichts böses gegen den Staat unter-
 nimmt. Zudem verschließt sich ja der Freymäurer
 gegen niemanden, als gegen Nichtswürdige,
 Schurken und Einfältige; jeder Rechtschaffener
 Aufgeklärte und Vernünftige er trage ein seidenes

Kleid, oder einen Kittel, kann mit ihnen in ihre Einsamkeit gehen, wenn er nur will, so wie dagegen jeder unter ihnen, der sich Laster und grobe Fehler zu Schulden kommen läßt, aus dem Orden verstoßen wird.

16.

Sonderbare Wirkungen eines Blitzes.

Auszug eines Schreibens aus Lembeck bey Dorsten vom 21ten Julii 1790.

Am vergangenen Freitag ereignete sich hier ein eben so trauriger als durch die Umstände merkwürdiger Vorfall. Es war um die Mittagszeit als ein alter Schäfer auf dem Felde mit 41 Schaaßen von seiner Heerde plötzlich von einem heftigen Blitz erschlagen ward. Das was hierbei als sonderbar angesehen werden kan, ist dieses: Der Mann war 84 Jahr alt; aus eben so viel Schaaßen bestand seine Heerde. Grade die Hälfte seiner Heerde, weniger eins, und statt dieses einen er selbst — ward erschlagen. Die andre Hälfte und nur eins drüber blieb am Leben. Noch ist dieser Umstand merkwürdig, daß die getödteten Schaaße grade die schönsten und fettesten der ganzen Heerde waren, und
nur

nur die schlechtesten und magersten frey blieben. Dieser letzte Umstand läßt sich intessen daraus erklären: Man fand die getödteten so ganz nahe und dicht bey- und fast aufeinander liegen, daß der todte Körper des Hirten allein fünf derselben bedeckte.



Das Gewitter, wovon in vorstehendem Briefe auszuge die Rede ist, hat auch in Xanten in dem zum Capitel gehörigen Probstenhause, jedoch ohne grossen Schaden zu verursachen, eingeschlagen. Der Blitz fuhr durch eine der oberen Glasscheiben des Küchenfensters herein, versengte der an diesem Fenster sitzenden Magd die Haare, brannte ihr einen rothen Flecken auf den Nacken, ohne weiter einige böse Folgen nachzulassen, und verschwand. Was hiebey merkwürdig war, ist dieses. Es war des Morgens um 10 Uhr an einem durchaus regnigten und äusserst kalten Tage. Der Himmel war nicht mehr bezogen und bewölkt, als bey jedem gewöhnlichen Regen, und schien, in so weit als es bey einem so allgemeinen und anhaltenden Regen gesagt werden kan, eher heiter als trübe. Kein Sturmwind gieng vorab, kein Sturmwind folgte nach. Kurz niemand ahndete auch nur das mindeste von einem Gewitter, und plötzlich war

war Blitz und Schlag da. Nur wenige Minuten nachher erfolgte der zweite Schlag und alles war vorüber. Luft, Regen, Kälte, blieb alles wie es zuvor war.

17.

Waffenlied der Preußen im Julius

1790.

Nach der Melodie des Lütticher Patrioten Marsches:
 Pour la Patrie, Liégeois consacrons ce jour &c.

Auf traute Brüder!

Singt den festlichen Gesang.

Thal und Berge! halt ihn festlich wider

Den Gesang voll Muth und Männerkraft

Der frohen Brüder.

I.

Srohlich singen wir ihn alle

Diesen festlichen Gesang,

Zu dem frohen Paukenschalle

Erhöhet unser Waffenklang;

Muth steht dem Krieger

Ebler Stolz dem Manne an,
 Der dem Vaterlande schwur: ich kämpf' als
 Mann,
 Sterbe als Sieger!

2.

Reich an Siegen sind die Heere,
 Die der Adler Preußens führt.
 Wer entheiligt diese Ehre,
 Die unsre braven Väter ziert?
 Wir? ihre Kinder?
 Schade wenn dieß Eigenthum
 Je ein Brennensohn entehrt — den stolzen
 Ruhm
 Der Uebertwinder!

3.

Ha! noch rollt durch Herz und Glieder
 Unsrer Väter tapfres Blut
 Noch durchglüht die Brust der Brädes
 Ein Mannersinn, ein Heldenmuth.
 Waffen und Schwerter
 Trägt noch unsre starke Hand
 Schwört Schirm und Schutz — dem theuren
 Vaterland —
 Tod — dem Verräther.

Auf tapfre Krieger!

Singt den hohen Streitgesang.

Thal und Berge! halte ihn schmetternd wider,

Schutzgeist Preussens! merk aufs hohe Lied

Muthiger Krieger.

4.

Lambour wirble, tön' Tromette

Unser hohes Waffenslied!

Schmettert's laut an jeder Stätte,

Wo Friedrichs stolzes Heer auszieht;

An dessen Spitze

Friedrich Wilhelm brav und kühn,

Hoch entflammt mit Muth und edlen Herrschers

sinn

Vom Göttersitze.

5.

Muthig siegen — ja zu siegen;

Stehet Wilhelms Heer bereit

Kriegen will es, doch nur kriegen,

Wo Ehre, Pflicht und Ruhm gebiet.

Ruh' da gebieten;

Wo die Völker sich entzweyn;

Will nur Staaten Wohl und Menschenglück

erneu

Durch festern Frieden.

6. Nicht

6.

Nicht durch Krieg, Tod und Verderben
 Suchet Wilhelm Ruhm und Glanz.
 Schützen wil er seinem Erben
 Das Wohl des theuren Vaterlands.
 Ewig soll glänzen
 Preussens Staat in diesem Glück.
 Weit, weit fliehe jeder Wettersturm zurück
 Von dessen Gränzen.

Auf traute Brüder!
 Singt den frohen Festgesang
 Thal und Berge hallt ihn fröhlich wider,
 Für den König, für das Vaterland
 Glühn unsre Lieder.

7.

Heil dem Volke, dem vom Throne
 Holder Friedensseggen winkt
 Heil dem Fürsten, dem zum Lohne
 Ein sanftes Volkeslied erklingt!
 Zwar blühen Palmen
 Für den Held vom Schlachtfeld auf
 Doch nie glühn von Menschentrümmern Rosen auf
 Nie Freudensalmen.

8. Nutt

Nun so blühe dann und lebe,
 König, Volk und Vaterland!
 Jeden braven Chef erhebe
 Sieg, Glück und Ruhm zum Sternenrand!
 Vom Thron zur Hütte
 Ströhm' Segen, Fried und Ruh
 Von der Hütte walle Dank dem Throne zu
 Nach Vätersitte!

St — — l.

Räthsel.

Du bist mein Trost, wenn mich die Sorgen
 nagen,
 Du bist mir Hülfe in den schlechten Tagen,
 Gemeinlich halb Pflanze und halb Thier.
 Nach froh vollendeten Berufsgeschäften
 Erfüllst du mich mit neugeschafnen Kräften
 Manch täuschend Glück verschaffst du alsdann
 mir.
 Dein Namensbruder auch labt in verborgnen
 Schmerzen
 Bei süßer Quaal die weich geschafnen Herzen,
 Und Lieb und Freundschaft danken dir.

Auflösung des Räthfels im vorigen Blatt:
 Das Leben. In lateinischer Sprache Vita. V
 bedeutet fünf und ita heißt Ja.

I n h a l t.

Seite

| | |
|--|----|
| 1. Gedanken und Vorschläge. zu mehrer Feierlichkeit bei Ablegung der Eide. | 5 |
| 2. Oeconomische Erfindung zur Benu- zung der Hopfenranken. | 3 |
| 3. Anekdoten. | 14 |
| 4. Vom Rheintwein. | 17 |
| 5. Der Märtyrer der Wahrheit. | 23 |
| 6. Miscellaneen. | 27 |
| 7. Noch etwas von dem Menschenfreund Howard. | 29 |
| 8. Wirkung der Eitelkeit. | 32 |
| 9. Der Diebsbanner ein ganz natürlicher Künstler. | 33 |
| 10. Weit Kränzel oder natürliche Folgen des Uberglaubens. | 42 |
| 11. Weit Kränzel oder natürliche Folgen des Uberglaubens. (Beschluß.) | 49 |
| 12. Sonderbare Kennzeichen der Wiberge- burt und Nichtwidergeburt. (Eingesandt) | 56 |
| 13. Ein Paar Proben einer ganz neuen Exegese. | 59 |
| 14. Sinnreiche Einfälle veranlaßt durch einige der allerneuesten Begebenheiten. | 69 |
| 15. Der Freymäurer . Orden. | 65 |
| 16. Sonderbare Wirkungen eines Blitzes. | 74 |
| 17. Waffenslied der Preußen im Julius 1790 | 76 |



